

Die Volkswacht erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis einschließlich der illustrierten Beilagen „Die neue Welt“ und „Für unsere Frauen“ monatlich 75 Pfg., vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Trägerlohn. In den Abholstellen monatlich 60 Pfg. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Postgeld. Einzelnummer 5 Pfg.

Volkswacht

Anzeigenpreise:
Die gewöhnliche Beilage 20 Pfg., für auswärts 30 Pfg., die gewöhnliche Beilage 40 Pfg., Wirtschafts- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg. Anzeigen mit Platzbestimmung werden besonders berechnet.
Bei Wiederholungen Rabatt laut Tarif

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Redaktion und Expedition
Paradiesgasse Nr. 32

Publikations-Organ der Freien Gewerkschaften

Telephon für Redaktion
und Expedition 3290

**Beilagen: Die neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt
Für unsere Frauen mit illustrierter Modenzeitung**

Nr. 38

Danzig, Donnerstag den 16. April 1914

5. Jahrgang

Danziger Freisinn

**Wie Dr. Herrmann Sozialdemokraten,
Konservative und Polen obdachlos machte**

Herr Dr. Herrmann, Chefredakteur der Danziger Zeitung und neben Münsterberg führende Größe der Danziger Fortschrittler, ist zur Zeit von einer außerordentlich großen Verächtlichkeit befallen. Unter Bezugnahme auf den Paragraph 11 des Pressegesetzes wird er unweigerlich jedem eine Verächtlichkeit schenken, der zu behaupten wagt, die Verweigerung des Bildungsvereins für Veranstaltungen Anderdenkender sei auf den von Dr. Herrmann geleiteten Bildungsverein zurückzuführen. Noch am 27. März d. Js. schrieb uns Dr. Herrmann wörtlich:

„Die Angabe der Volkswacht in ihrer Ausgabe vom 25. März, wonach „der unter dem Vorsitz des Chefredakteurs der Danziger Zeitung geleitete Bildungsverein seinen Saal den Arbeiterorganisationen verweigert“, ist unrichtig. Richtig ist, daß der Bildungsverein sein Haus verpachtet hat und sich die Benutzung des großen Saales und anderer Räumlichkeiten nur für einige bestimmte Tage reserviert hat, sowie daß anderweitige Vergebungen lediglich Sache des Wirtes sind.“

Jeder Mensch mit normalem Denkvermögen kann da nicht anders, als den bösen Wirt ob seiner Intoleranz schelten; jeder muß annehmen, daß Dr. Herrmann und sein Bildungsverein sündentösende Engeln im blütenweißen Unschuldsröcklein gleichen. Solange niemand von den Eingeweihten das Wort ergriff, mochte die Deffektivität an der Behauptung der sozialdemokratischen Volkswacht, Dr. Herrmann wäre doch der Schuldige an der Saalverweigerung, Zweifel hegen. Aber jetzt wird der Herrmannsche Liberalismus von einem ehemaligen Liberalen gerichtet. Wir erhalten folgende Zuschrift:

Nachdem ich unter Kreuzband zwei Nummern der Volkswacht Nr. 25 u. 26 vom 28. 3. 14 und 1. 4. 14 per Post zugesandt erhielt, glaube ich annehmen zu müssen, mich äußern zu sollen. Trotzdem ich auf anonyme Sachen nicht viel gebe, will ich mich doch als ehemaliger 14-jähriger Pächter des Bildungsvereinshauses auf diesem Wege äußern, da andere Wege für mich verschlossen sind. Vorweg will ich aber gleich erwähnen, daß mich nur der persönliche Liberalismus des Herrn Dr. Herrmann dahin gebracht hat, aus der Partei auszutreten und mich der rechtsstehenden anzuschließen. Zur Sache: Im Jahre 1899 übernahm ich das Bildungsvereinshaus in Pacht, ein Verbot, irgend eine Partei nicht aufzunehmen, stand zwar nicht im Kontrakt, doch wurde mir persönlich eingeschärft, Sozialdemokraten nicht aufzunehmen. Als ich das Geschäft übernommen hatte, übernahm ich die hiesigen Polenvereine, 4 an der Zahl, die bereits 10 Jahre dort tagten. Der polnische Gefangenenverein sang, der Turnverein turnte, andere politische hielten ihre Versammlungen ab, und alle 4 ihre Versammlungen. Alles ging ganz gut, sogar mit den Behörden, sogar unter dem Vorherrschen, des Doktor Herrmann! Die ganze Sache bekam eine Wendung, als der verlorbene Polizeikommissar Murauch nach Danzig kam und mein Gast wurde, und die Überwachung der Polen hatte. Man soll mit einem Toten keine Bänke brechen, doch auch trümmte sich der Wurm, wenn er getreten wird. H. Murauch hat stets mit den Polen in guter Harmonie gestanden. Doch plötzlich, als ich mein Vorlesungslokal schloß, ging's mit mir bergab. Genau, wie mit einem Delinquenten, der zur Nichtankunft geführt werden soll, erging's nun mir. Murauch erschien jetzt öfters, auch wenn die Polen nicht tagten, und sagte: „Schmeißen Sie die Polen raus, oder die Bude wird Ihnen zugemacht!“ Im bescheidenen Tone sagte ich zu ihm: „Herr Kommissar, solange tagen die Polen hier, und alles war gut, und nun mit einemmal, wo ich keinen Vorstoß mehr gebe, soll mir das Geschäft gekloppt werden?“ Aber es dauerte nicht lange, so ging mein Leben los. Als ich kurze Zeit darauf eine Jugendversammlung in meinem gehaltenen Lokal hatte, bekam ich plötzlich ein Militärverbot; dieses hat mich als vernünftigen Menschen und gedienten Garbisten doch ein bißchen stark gekränkt. Nach diesem Hin- und Herlaufen, mit Herrn Dr. Herrmann, wurden wir, als wir uns beide auf der Polizei zu Protokoll vernehmen lassen mußten, durch Unterschrift verpflichtet, Polen und Sozialdemokraten nicht mehr aufzunehmen. Daraufhin wurde das Militärverbot aufgehoben. Ich habe Herrn Doktor öfters nachgewiesen, daß die freien Gewerkschaften, wie z. B. Klemperer, Infallaure, Kellner, Schneider und mehrere andere im Gewerbehaus und Kaiserhof tagen, und ihn gebeten, was dem einen recht, sei dem anderen billig; er möchte dafür Sorge tragen, daß dieselben dort auch nicht tagen dürften. Doch vergebens. Ich habe nun gelitten, die Polen gingen fort, feierten in andere patriotische Lokale, Nationalvereine zogen aus; dieses alles verdanke ich dem Liberalismus des Herrn Dr. Herrmann. Aber weiter. Wie ich weiter ruhiert wurde, zeigten nachstehende Fälle: Es kam die Reichstagswahl 1912. Ich glaubte nun, für alle Parteien sei das Bildungsvereinshaus offen, doch weit gefehlt. Wenn Herr Doktor auch immer berichtigt, „im Kontrakt steht kein Verbot, der Wirt kann machen, was er will“, so sei hier gesagt, daß vor der Wahl 1912 mit Herrn Doktor sagte: „Hören Sie, wenn die Konservativen kommen und den Saal haben wollen, fagen Sie, er ist besetzt; unsere Partei ersucht Ihnen den Saal.“ Weiter: Vor 2 Jahren wollte der freie Gastwirteverband eine Versammlung bei mir abhalten, ich fragte den Doktor um Rat; er rief die Wahlen und äußerte: „Wenn Sie sie nehmen, haben Sie doch wieder ein Militärverbot.“ Flugs gingen dieselben nach dem Gewerbehaus, und die Versammlung fand am 19. Dezember statt, ohne, daß dort ein Militärverbot kam; ich aber war der Geleitete. Der weitere partei Liberalismus des Herrn Doktor sei hier zum Schluß noch erwähnt. Nachdem im Herbst 1911 bekannt wurde, daß die Wahl am 12. Januar 1912 stattfinden, erschien der Doktor, bewegte mich, unter stützendem Worten, meine Zustimmung zu geben, daß er das Schriftstück, was wir beide unterschrieben, wieder

retour holen; könne, damit die Sozialdemokratie ihm nicht vorwerfen kann, er hätte durch Unterschrift bei der Polizei erklärt, Sozialdemokraten dürfen bei ihm nicht tagen. Dummerweise gab ich meine Zustimmung, in der Hoffnung, vogelfrei zu sein; doch, o Graus; persönlich schärfte er mir ein, nicht bloß Sozialdemokraten, sondern auch den Konservativen den Saal nicht zu geben; und ich lief folle auf den Keim rein. Alle Geschäfte gingen flöten, und den Saal dafür habe ich bei meinem Fortzug erhalten. Daß ich persönlich mit dem Doktor bis kurz nach der Wahl auf gutem Fuße stand, ist Stadtbekannt; der persönliche Grund unseres Zerwürfnisses ist interner Natur. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuführen. Tatsache ist aber, daß ich mich der liberalen Sache in den 14 Jahren voll und ganz hingeeben habe, sei es bei der Reichstags- oder Landtagswahl, oder Stadtverordnetenwahl. Leider aber bei ich trotz der guten Verprechungen des Herrn Doktor dahinter gekommen, daß dieselben nur Luft waren, ich aber meine Vitalitäten leer hatte. Ein Beweis seiner guten Verprechungen waren die, mir die elektrische Gesamtanlage, welche mein Eigentum war, abzukaufen, doch beim Fortzug er erklärte: laut Paragraph 7 unseres Kontraktes sei dieselbe sein Eigentum. Ich nahm nun alles fort, und was ich nicht nehmen konnte, zerhackt ich. Nun hätte derselbe das Strafamt wegen vorläufiger Sachbeschädigung stellen können, was er allerdings nicht getan hat, und tun konnte! Ich hätte dieses nicht angeführt, wenn nicht unwahre Gerüchte über mich verbreitet wären. Ehre, dem Ehre gebührt. Summa cuique!

Langfuhr, d. 7. 4. 14.

W. Schmitz,

Mirchauerweg 17a.

Das sind niedliche Proben von „Liberalismus“, die hier enthüllt werden. Man darf neugierig sein, wie sich Herrmann mit seinem früheren Bufenfreund Schmitz auseinandersehen wird. Denn daß Herrmann an diesen Ausführungen, die ihn der Doppelzüngigkeit beschuldigen und als Politiker unmöglich machen, nicht schweigend vorübergehen kann, ist klar. Schmitz Herrmann, so ist er gerichtet! Freilich, mir „Berichtigungen“ ist hier nichts getan. Nach den Proben, die Herr Herrmann auf diesem Gebiet abgelegt hat, erklären wir, daß unsere Redaktion die üblichen „Berichtigungen“ Herrmanns so lange ignorieren wird, bis das Verhältnis zwischen ihm und der Polizeibehörde einwandfrei hergestellt ist. Der Sumpf, den die Ausführungen des Herrn Schmitz hier ahnen lassen, ist geradezu ungeheuerlich. Wir halten mit unserem Urteil einstweilen noch zurück, da wir neugierig sind, zu hören, was unsere Mitleserurteilen, die Konservativen und die Polen, zu dieser Probe von Verkommenheit freisinniger Parteigrundsätze zu sagen haben.

Strafe für Zabern

Ehrung Deimling! Anfeindung des Bürgermeisters Knöppler!

Noch gestern hieß es, Zabern solle seine Garnison sofort zurückbekommen. Jetzt meldet die süddeutsche Konservative Korrespondenz aus Straßburg im Elsaß:

Gegenüber den Anfeindungen elssässischer Blätter, die auf die Verlegung des Generals Deimling dringen, ist ausdrücklich festzustellen, daß dieser Fall für die nächsten Jahre nicht in Frage kommen kann. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß der Kaiser dem verdienten General bei seinem anfangs des nächsten Monats zu erwartenden Besuche durch besondere Ehrungen auszeichnen wird. Solange übrigens der Zaberner Magistrat seine Haltung nicht gründlich ändert und an Stelle des Herrn Knöppler ein anderer Bürgermeister tritt, erhält Zabern überhaupt kein Militär mehr. Weitere Maßnahmen auf militärischem Gebiete, so insbesondere die Garnisonierung der elsässisch-lothringischen Kreuze in altdeutsche Garnisonen, dürfen bald zu erwarten sein.

General Deimling, der Vorgesetzte des Obersten von Reuter, bleibt kommandierender General in Straßburg und empfängt feierliche Ehrungen. Zabern bekommt keine Soldaten, was den Zabernern an sich schon gleichgültig sein könnte, wenn nicht ein großer Teil der Geschäftsleute von der Garnison gelebt hätte. Stockprügel auf den Wagen sollen sie kriegen, solange sie keinen Bürgermeister mit gekrümmtem Rückgrat an Stelle des freisinnigen Herrn Knöppler wählen, der, von Hause aus sicher kein Held, im Kampf mit dem Unrecht gelernt hat, die ihm anvertrauten Interessen energisch zu vertreten.

Und nun kommt wahrscheinlich noch der Höhepunkt. Dallwisch wird Statthalter!

Man scheint die Elsaß-Lothringer zur Verzweiflung treiben zu wollen und wundert sich dann, wenn es noch immer nicht gelingt, das Land zu „germanisieren“. Dallwisch als Landvogt von Elsaß-Lothringen dürfte mit junkerlicher — na, fagen wir Frische! — die ihn auszeichnet, bald derart im Lande auftreten, daß selbst ein nationalliberales Professoren wie Herr van Calker aufs neue seufzen könnte: „Es ist zum Heulen!“

Dallwisch und Deimling — zum Lachen ist es wirklich nicht. Möglich ist es freilich, daß die Elsaß-Lothringer Herrn v. Dallwisch kleintriegen, wie sie Herrn v. Kollers Unwürdigkeit einst umgestalteten. Es ist zweifelhaft, ob ein Volksluftjunker ganz rasserein bleibt, wenn man ihn aus Berlin in das Milieu der „Wackes“ versetzt. Wir wollen es fast hoffen, denn uns sind rote Wachen im Grenzlande an den Vogesen ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Zerstörer Militarismus

Der Militarismus zerstört. Es ist dazu nicht erst ein mörderischer Krieg voran. Der Militarismus zerstört im tiefsten Frieden den Charakter des Volksganges, die wirtschaftliche Kraft des Volkes und nicht zuletzt die Weiterentwicklung des Volkes. Er zehrt am Lebensnerv eines jeden Volkes und führt es gewiß und sicher einem fast genau auf den Zeitpunkt zu berechnenden Ruin entgegen. Die schlimmsten Feinde eines jeden Volkes sind die militaristischen „Patrioten“.

Der Charakter eines Volkes wird durch den Militarismus zerstört. Ohne Zweifel ist die Dienstzeit beim Militär unter dem System der gegenwärtigen militaristischen Erziehung keine Schule der Männlichkeit und der Charakterbildung. Der gemeine Soldat wird beim Militär nicht mit der menschlichen Achtung behandelt, die das erste Erfordernis ist, um aus Jünglingen Männer zu erziehen. Der Soldat darf keinen eigenen Willen haben; er soll sich der eigenen Gedanken entschlagen. Der militärische Mut, von dem man vielleicht sprechen könnte hat mit wirklichem menschlichen Mut nicht das Geringste gemein. Der menschliche Mut ist ein entschlossenes Handeln unter Einsetzung des Lebens, wenn es erforderlich ist, um das bewußt erkannte Rechte, Gute, und Notwendige durchzusetzen oder zu verteidigen. Der Mut des Soldaten beruht auf der Gehorsamspflicht, der durch Androhung strengster Strafen Nachdruck verliehen wird. Ein Volk muß in seinem Charakter degeneriert werden, wenn es in immer größerer Zahl für einige Jahre aus den einfachsten menschlich-sittlichen Auffassungen und Betätigungen herausgerissen wird. Je mehr Volksgenossen alljährlich in den Kasernen zum unbedingten Gehorsam, zur vollsten Willenslosigkeit erzogen werden, desto mehr schwinden in einem Volke sittliche Reife, Männlichkeit und Tatkraft. Bei alledem sind Soldatenumhüllungen und Beschimpfungen, die geradezu grauenhafte Verwüstungen in sittlicher und charakterlicher Beziehung anrichten, gar nicht mitgerechnet.

Die wirtschaftliche Kraft eines Volkes wird durch den Militarismus zerstört. Für das Jahr 1913 belaufen sich die Ausgaben für Heer und Marine, einschließlich der Militärpensionen auf 1578,8 Millionen Mark. Diese Geldmittel werden in der Hauptsache dem Produktionsprozeß entzogen oder, wo sie wirtschaftlich verwertet werden, doch der Produktion allgemein nützlicher Gegenstände entfremdet. Diese Summe, welche sich mit Zinsen und Tilgungsrate der für Militärzwecke aufgenommenen Schulden auf mindestens 1700 Millionen erhöht, gibt allein Deutschland aus. Die Summe für Wehrausgaben der sechs europäischen Großmächte beträgt rund 7 Milliarden Mark im Jahre. Dies allein von den schaffenden Ständen aufzubringen, könnten die Lebenshaltung der schaffenden Stände bedeutend heben. Damit aber nicht genug, daß das Volk diese Mittel aus den Erträgen seiner Arbeit aufbringen und zu unproduktiven Zwecken aufbringen muß, der Militarismus entzieht auch eine Unzahl Menschen jahrelang dem Produktionsprozeß. In Deutschland kann man rechnen, daß nach der neuen Wehrevorlage mit Offizieren, Unteroffizieren, Beamten usw. jährlich eine Million Menschen nughrender Arbeit entzogen werden. Rechnet man, daß der erzeugte Durchschnittswert pro Mann und Jahr nur 2000 Mark beträgt, so werden dadurch erneut 2000 Millionen Mark dem deutschen Wirtschaftsleben entzogen. Das nennt man: Raubbau, der naturwunderlicherweise zur Zerstörung des Wirtschaftslebens führt.

Am meisten leidet unter diesem Raubbau natürlich die minderbemittelte Klasse, die der Arbeiter, der Kleinbauern und Handwerker. Sie müssen den größten Teil der indirekten Steuern aufbringen, aus denen die Ausgaben für Heer und Marine bestritten werden. Sie aber auch müssen in der Hauptsache ihre Söhne dem Militarismus zur Verfügung stellen. Die minderbemittelten Klassen sind also doppelt belastet: Durch die Einkommensteuer und durch die Einkommensteuer.

Und die besitzende Klasse? Von den einmaligen Ausgaben der Wehrevorlage in Höhe von 1200 Millionen Mark kann man, ohne zu hoch zu greifen, gut 400 Millionen auf Unternehmerrückgewinne rechnen. Dieser Gewinn stellt das Interesse dar, welches die Rüstungspatrioten an der „Erhöhung der Wehrkraft des deutschen Volkes“ haben.

Bis zur Einführung des Wehrbeitrages im vorigen Jahre ist das Budget für Heer und Marine ausschließlich aus den Pfennigen gespeist worden, welche milliardenweise aus den indirekten Steuern auf die notwendigsten Lebensmittel flossen. Auch in der Zukunft werden die indirekten Steuern die Hauptquelle für die Militär- und Marineausgaben sein. Mehl, Zucker, Salz, Kaffee, Streichholz, Bier, Tabak usw. müssen herhalten, um den Militarismus zu sättigen. Und die Folge muß sein: steigende Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse, Unterernährung, Zunahme der Frauenarbeit, Geburtenrückgang, körperliche Degeneration des Volkes. Der Militarismus

ist der schlimmste und gefährlichste Feind des Vaterlandes und des Volkes. Wer ihn bekämpft, leistet dem Vaterlande und dem Volke die unschätzbaren Dienste.

Auskehr im Zentrum

Der Kampf zwischen der „Berliner“ und der „Kölnischen“ Richtung des Zentrums scheint jetzt zum Ausgleich der „Berliner“ zu führen. Die „Berliner“ werden auch als die „Integralen“, die „Mannesheuten“, bezeichnet. Sie wollen bekanntlich das Zentrum als konfessionelle Partei bezeichnen, während die „Kölnische“ es so hinstellen wollen, als sei das Zentrum gar keine konfessionelle Partei.

In Trier, dem alten Bischofssitz, hatten die „Berliner“ an einigen Geistlichen eine starke Stütze. Um diesen „Integralen“ die Hölle heiß zu machen, erschien am Sonntag der Zentrums-geordnete Marx-Düsseldorf, begleitet von einem halben Duzend zentralistischer Parlamentarier, um in einer großen Versammlung gegen die „parteilich-dogmatischen Elemente“ Stellung zu nehmen. Abgeordneter Marx bezeichnete die „Querstreicher“ als Leute, die das Zeug dazu haben, „Totengräber des Zentrums“ zu werden. Die bekannte Erklärung der Osterklosterkonferenz sei eine Revolution in der Partei gewesen. Wer sich jetzt mit den vom Reichsausschuß aufgestellten Grundsätzen nicht einverstanden erklärt, der stelle sich damit von selbst außerhalb der Partei. Diese Ausführungen wurden nachher ergänzt durch den Abgeordneten Sell, der nachwies, daß eine rein konfessionelle Partei in Deutschland eine Unmöglichkeit sei. Wer sich nicht vorbehaltlos auf den Standpunkt des Zentrums stelle, habe sich damit selbst aus der Partei ausgeschlossen.

Ob nun freilich die in Trier domizilierenden Anhänger der „Berliner Richtung“ klein beigegeben, muß abgewartet werden, wahrscheinlich ist es nicht. Es ist natürlich das gute Recht des Zentrums, Leute auszuschließen, die im Gegensatz zu den Grundsätzen der Partei stehen. Dann sollte aber auch die Zentrumsprelle ihr beschämendes Geschrei über Mangel an Toleranz unterlassen, wenn andere politische Parteien das Tölpeltum zwischen sich und solchen Leuten zerschneiden, die nicht mehr auf dem Boden des Parteiprogramms stehen.

Der Kampf gegen das Salvarsan

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bringt eine lange Darstellung über die Ergebnisse der Untersuchungen, die aus Anlaß der Angriffe gegen das Salvarsan, das Mittel gegen Syphilis, angestellt worden sind. Demnach wird festgestellt, daß die Forderung nach nicht zum Abschluß gelangt, daß aber im allgemeinen das neue Heilmittel überaus wohlthätig gewirkt habe. Mißgriffe, die vorgekommen seien, könnten an der schon jetzt feststehenden Erkenntnis nichts ändern, daß das Mittel eine überaus wertvolle Bereicherung des Arzneischatzes darstelle und unzähligen Kranken Heilung zu bringen geeignet sei. Die offizielle Auseinandersetzung geht dann auf den Vorwurf ein, daß im städtischen Krankenhaus in Frankfurt a. M. Prostituierte zwangsweise mit Salvarsan behandelt und durch Anwendung dieses Mittels getötet worden seien. In einer Sitzung, die am 4. April im Frankfurter Rathause unter dem Vorsitz des Ratschalters Professor Dr. Kirchner vom Ministerium des Innern stattgefunden hat, und an der auch Erzengel Ehrlich selbst teilnahm, ist amtlich festgestellt worden, daß vom Mai 1910 bis jetzt über 11000 Personen im städtischen Krankenhaus in Frankfurt mit Salvarsan behandelt worden sind, daß

von ihnen keine einzige an Erbblindung oder Erblaubung erkrankt ist, und daß von sechs vorgekommenen Abhängungen vier bereits geheilt und zwei auf dem Wege der Heilung begriffen sind. Unter den 11000 Behandelten befanden sich über 1200 Prostituierte; von letzteren sind in dieser Zeit drei gestorben, nicht eine einzige davon aber an der Wirkung des Salvarsans, sondern, wie einwandfrei festgestellt ist, an anderen Krankheiten. Ein Zwang der Prostituierten zur Einnahme des Salvarsan-Behandlung ist nicht ausgeübt worden, nur eine einzige Prostituierte mußte zur Behandlung gezwungen werden, weil sie überhaupt jede Behandlung verweigerte. Sie war, wie sich alsbald herausstellte, geisteskrank. — Es wird dann als im Interesse des Ansehens der deutschen Wissenschaft im hohen Grade erwünscht bezeichnet, wenn sich die Gemüter über diese Angelegenheit nunmehr beruhigen und die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Forschung abwarten möchten.

Gesetzentwurf über Getreidestatistik

Dem Reichstag ist ein Gesetzentwurf eingebracht, der die statistischen Aufnahmen der Vorräte von Getreide und Erzeugnissen der Getreidemüllerei regelt. Nach dem Entwurf kann der Bundesrat statistische Aufnahmen der Vorräte von Getreide aller Art anordnen. Die Aufnahmen können sich erstrecken auf die landwirtschaftlichen und diejenigen Unternehmen, welche solche Vorräte aus Anlaß ihres Handels- oder Gewerbebetriebes in Gewahrsam haben, sowie auf die Vorräte in Gewahrsam von Kommunen, öffentlich-rechtlichen Körperschaften und Verbänden; ausgenommen sind die Vorräte in Gewahrsam von Behörden des Reiches oder eines Bundesstaates. Die Aufnahmen sind erstmalig in zwei aufeinanderfolgenden Jahren vorzunehmen, später dürfen sie nur in einem Zwischenraum von vier Jahren stattfinden. Die zu stellenden Fragen dürfen sich nur auf die vorhandenen Vorräte beziehen. Jedes Eindringen in die Vermögens- und Einkommensverhältnisse ist ausgeschlossen. Wer wissenschaftlich die an ihn gestellten Fragen wahrheitswidrig beantwortet oder die Auskunft verweigert, wird mit Geldstrafe bis zu 200 Mark bedroht, im Wiederholungsfall mit Geldstrafe bis zu 500 Mark bedroht.

Politische Uebersicht Deutschland

Berlin, 14. April. Zu der Frage der gesetzlichen Regelung der Bezüge der Altpensionäre schreibt eine offizielle Korrespondenz: „Während bis vor kurzem die Frage, ob die gesetzliche Regelung der Bezüge der Altpensionäre und der Althinterbliebenen nach dem Vorgange des Reiches auch in Preußen erfolgen solle, noch nicht entschieden war, ist jetzt die Entscheidung dahin gefallen, daß trotz der vorliegenden Anträge der Altpensionäre von der Einbringung eines entsprechenden Gesetzes abgesehen wird. Gegen die gesetzliche Regelung werden sowohl staatsrechtliche, vor allem aber finanzielle Gründe geltend gemacht. Nach den letzten Erhebungen über die Altpensionäre sowie über die Althinterbliebenen habe sich ergeben, daß Aufwendungen von nicht weniger als 48 Millionen notwendig wären, um die Bezüge festzulegen, während für das Reich eine verhältnismäßig viel geringfügigere Summe ausreiche, um die Regelung durchzuführen.“

— Der Angriff, den am Aschermittwoch die zwei Burschen des Generalmajors Boer in Reife auf den General ausführten, und der Selbstmord der beiden Offiziersburschen, die sich am gleichen Tage vom Eisenbahnzuge überfahren ließen, gaben Veranlassung dazu, eine kurze Anfrage im Reichstage an den Reichstagspräsidenten zu richten. Diese Anfrage ist jetzt vom Staatssekretär Deßloch schriftlich beantwortet worden. Die Antwort liegt noch nicht vor.

— Französische Luftschiffer in Deutschland. Zwei französische Luftschiffer, die in einem Freiballon in Frankreich aufgestiegen waren und nach ihren Angaben infolge widriger Witterungsverhältnisse nach Deutschland gelangten, landeten am Ostermontag gegen Mittag unweit des Dorfes Wunsdorf bei Meuselwitz (S.-A.). Der Gemeindevorsteher nahm ein Protokoll auf und berichtete an seine vorgesetzte Dienstbehörde, die die weitere Untersuchung in die Hand nahm. Da nichts Verdächtiges gefunden wurde, gab nachmittags bereits das Generalkommando des vierten Armee-Korps in Magdeburg die telegraphische Erlaubnis zur Abreise der Luftschiffer, die davon alsbald auch Gebrauch machten.

Ein französischer Luftballon, der am 11. April nachmittags in Paris aufgestiegen war und am 12. die verbotene Grenzzone bei Maizières überflogen hatte, landete am 12. April nachmittags bei Haultadt im Kreise Merzig (Rheinprovinz). Die Luftschiffer namens Chaillé und Rouaine aus Colmarbe hatten in der Gegend von Verdun in einer dichten Wolkenschicht die Orientierung verloren und wurden nach Osten abgetrieben. Sie waren ganz überrascht, daß sie sich bei der Landung auf deutschem Boden befanden. Die sofort angestellte Untersuchung ergab für die Luftschiffer nichts Belastendes. Es handelt sich um harmlose Leute, nicht um Spione. Gegen ihre Freilassung wurden daher von militärischer Seite keine Bedenken geltend gemacht, so daß sie beide freigelassen wurden.

— Ein deutscher Flieger — der „Gastlichkeit“ des Zaren entronnen. In Warschau wurde bekanntlich der deutsche Flieger Mischewski zu drei Monaten Festungshaft verurteilt, weil er die russische Grenze und die Festungszone von Pustusk verfliegen hatte. Mischewski war auf einem beobachteten Refordflug Leipzig—Königsberg—Strasbourg hinter Breslau in dichten Nebel geraten und durch schlechtes Arbeiten des Kompasses in nordöstlicher Richtung weitergefliegen. Als er nach drei Stunden landete, sei ihm erst durch die Bevölkerung und durch die Gendarmen klargemacht worden, daß er in Rußland niedergegangen sei. Mischewski hatte weder einen photographischen Apparat noch Zeichenmaterial bei sich, so daß der Verdacht der Spionage von vornherein hinfällig war. Gegen Stellung einer Kaution von 3000 Rubeln wurde Herr Mischewski bis zur Rechtskraft des Urteils freigelassen. Als fluger Mann ließ er seine 3000 Rubel im Stich und zog es vor, nach Leipzig zurückzukehren, wo er freudig die Osterfeiertage verbrachte.

— Angst vor dem Reichstag. Es ist mitgeteilt worden, daß der mecklenburgische Minister Dr. Boffart im Berliner Tageblatt seine Ansichten über die mecklenburgische Verfassungsreform aussprach, und daß er als letztes Hilfsmittel schließlich den Reichstag und Bundesrat ansieht. Besonders gegen die Möglichkeit, daß die mecklenburgische Verfassungsfrage vom Reichstag entschieden werden könne, tobt die Scharfmacherpresse. Die Berliner Neuesten Nachrichten fürchten darin „einen Präzedenzfall für die gelegentliche Ostronierung einer preussischen Verfassungsreform“ und be-

Die Götter dürsten

Roman aus der französischen Revolution von Anatole France

Die Pariser fürchteten die Rache dieser Ermordeten, deren Leichen sie vergifteten.

Bartholomäus trat als letzter in die Reihe. Er wollte es seiner alten Mutter ersparen, so lange zu stehen. Sein Hausgenosse Broutaud begleitete ihn still lächelnd, seinen Fuß auf der weit offenen Treppe seines Kobbraunrotes. Der gute Alte rühmte diese Szene als ein groteskes Gemälde, des Pinks eines modernen Leinwandbildes.

„Diese Schurken und Kriecher“, sagte er, „sind amüsanter als die Griechen und Römer, für die unsere Väter heute schwärmen. Ich für mein Teil möchte die häßliche Schule stets gern.“

Aus Klingel und gutem Geschmaack verhielt er, daß er selbst eine Galerie holländischer Bilder besessen hatte, die nur vom Kabinett Chateaus an Zahl und Güte überstiegen wurde.

„Nur die Hände ist schön“, erwiderte der Vater, „und das was ihm nach ihr riechen. Doch ich will Ihnen zugeben, daß die Grotesken von Teniers, Steen und Ostade noch immer mehr taugen als die Alergerien von Watteau, Boucher oder Van Loo. Sie haben die Menschheit verhäßlicht, aber doch nicht erniedrigt, wie Boudouin oder Fragonard.“

Ein Kriecher kam vorüber.

„Verfluchung des Revolutionstribunals! ... Die Götter der Vernunft!“

„Im Revolutionstribunal reicht gar nicht aus“, bemerkte Gamelin. „In jeder Stadt, was sag' ich, in jeder Gemeinde, in jedem Kreis, sollte eine sein. Alle Familienväter, alle Bürger müßten Richter werden. Wird die Nation von den Rationen des Bundes, von den Delikten der Verräter bedroht, so ist das Recht ein Verbrechen! Wie? Schon, Raffele, Boudouin in Aufrucht, Korle in Erwerdung, die Verräter in Flammen, Ration und Vaterland in den Klauen der Koalition, Verräter in den Städten und Feldlagern, Verräter auf den Bänken des Konvents, Verräter mit der Karte in der Hand im Kriegsrat unserer Generale! ... Die Guillotine muß das Vaterland retten!“

„Ich habe eigentlich nichts gegen die Guillotine“, erwiderte der alte Broutaud. „Die Natur, meine einzige Herrin und Beherrscherin, hat nichts davon, daß das Menschenleben irgend welcher Wert wäre. Sie führt im Gegenteil auf alle mögliche Weise, daß es verdaulich. Der einzige Zweck der

Lebewesen scheint der zu sein, daß sie die Nahrung der anderen bilden, die ein gleiches Schicksal erwartet. Totschlag ist Naturrecht, folglich ist die Todesstrafe rechtmäßig, vorausgesetzt, daß sie nicht aus Tugend oder Gerechtigkeit, sondern aus Notwendigkeit oder Vorteil verhängt wird. Trotzdem muß ich verderbte Instinkte haben, denn es ekelt mich, Blut fließen zu sehen, und all meine Philosophie war noch nicht imstande, mich von dieser Entartung zu heilen.“

„Die Republikaner“, entgegnete Coarist, „sind menschlich und zartfühlend. Nur Despoten behaupten, die Todesstrafe sei ein notwendiges Hilfsmittel der Autorität. Das souveräne Volk wird sie eines Tages abschaffen. Robespierre hat sie bekämpft, und mit ihm alle Patrioten; das Gesetz, das sie aufhebt, kann nicht früh genug erscheinen. Nur so lange muß sie in Anwendung bleiben, bis der letzte Feind der Republik unter dem Schwert des Gesetzes gefallen ist.“

Gamelin und Broutaud waren jetzt nicht mehr die letzten. Nachzügler hatten sich angeschlossen, darunter Frauen aus dem Bezirk, insbesondere eine schöne, stotternde Tristoteuse in Kopftuch und Holzschuhen, die einen Säbel am Wehrgehent trug, eine hübsche Blondine mit wirrem Haar und zerknülltem Brusttuch und eine junge, blaue, hagere Mutter, die ihr tränkliches Kind stillte.

Das Kind, das keine Milch mehr fand, fing an zu schreien, aber sein schwaches Geschrei erstreckte in Schluchzen. Es war erbarmungswürdig klein, bleich und schwammig; seine Augen brannten, und die Mutter blickte es mit schmerzlicher Sorge an.

„Es ist noch sehr klein“, sagte Gamelin, sich zu dem armen Säugling umdrehend, der in seinem Rücken greinte, denn die Regten in der Reihe drängten so heftig nach daß man schier ersticke.

„Sechs Monate alt, das arme Liebschen! ... Sein Vater ist im Felde bei dem Heer, das die Oesterreicher nach Conde zurücktrieb. Er heißt Michel Dumonteil und ist von Beruf Tuchmachergeselle. Auf einer Bühne vor dem Rathause wurde er als Refrut angeworben. Der Herrsche wollte sein Vaterland verteidigen und die Welt sehen. Er schreibt, ich sollte Geduld haben. Aber wie soll ich Paul ernähren (so heißt der Junge), wo ich mich selbst nicht ernähren kann?“

„Ha!“ rief die Blondine hervor, „das dauert noch eine Stunde, und heute abend gibt es wieder die gleichen Fragen vor der Kolonialwarenhandlung. Für drei Eier und ein Mehl-Brot kommt man fort!“

„Brot!“ rief die Bürgerin Dumonteil, „die hab' ich seit drei Monaten nicht mehr gesehen!“

Und die Frauen fielen im Chor ein und klagten über die teuren Lebensmittel, suchten auf die Emigranten und

mühten die Kommissäre aufs Schafott, die lüderlichen Weibern Pularden und Bierpfundbrote zuckten — als Preis ihrer Schande. Man verbreitete aufregende Gerüchte über Schlachtvieh, das in der Seine erfaßt, Mehlsäcke, die in die Kloaken geschüttet, Brote, die in die Latrinen geworfen sein sollten. ... Das taten die Royalisten, Brissotisten, Rolandisten und andere Hungerstifter, die das Volk von Paris zu Grunde richten wollten.

Plötzlich freischte die junge Blondine mit dem zerknüllten Brusttuch laut auf, als ob ihre Röde brannten. Sie schüttelte sie heftig, drehte die Taschen nach außen und behauptete, man hätte ihr die Börse gestohlen.

Als man von dem Diebstahl erfuhr, entstand große Entrüstung unter diesem armen Volke, das die Adelspaläste im Faubourg-Saint-Germain geplündert und die Tuileries überschwemmt hatte, ohne das Geringste mitzunehmen. Diese Handwerker und armen Weiber hätten mit gutem Gewissen das Schloß von Versailles in Brand gesteckt, sich aber für entehrt gehalten, wenn sie eine Nadel gestohlen hätten. Die jungen lüderlichen Burschen rissen ein paar schlechte Witze über das Mißgeschick des blonden Mädchens, die aber in dem allgemeinen Murren erstickten. Man dachte bereits, den Dieb an der nächsten Laterne aufzuknüpfen. Eine lärmende, parteiische Untersuchung fand statt. Die große Tristoteuse wies mit dem Finger auf einen alten Mann, den man für einen früheren Mönch hielt, und schwor, daß der Kapuziner der Taschendieb sei. Die Menge glaubte es unbesehen und stieß Todesdrohungen aus.

Der alte Mann, der so jählings der öffentlichen Vergeltung ausgeliefert war, stand höchst bescheidenlich vor dem Bürger Broutaud und sah tatsächlich ganz so aus wie ein früherer Mönch. Er machte einen würdevollen Eindruck, trotz der Bestürzung, die den Ärmsten beim Anblick dieser tobenenden Menge und der noch frischen Erinnerung der Septembermorde befiel. Der Schreck, der sich in seinen Zügen malte, machte ihn dem Böbel verdächtig, denn dieser glaubt gern, daß allein die Schuldigen seine Urteilsprüche fürchten, als ob die besinnungslose Haste, womit er sie fällt, nicht auch den Schuldlosten erschrecken müßte.

Broutaud hatte es sich zur Regel gemacht, dem Volks-empfinden nie zu widersprechen, besonders wenn es sich mild und wahrhaftig gebärdete. Denn dann, sagte er, ist Volkes Stimme Gottes Stimme. Aber er war inkonsequent und erklärte laut, dieser Mann, ob Kapuziner oder nicht, hätte der Bürgerin nichts stehlen können, da er ihr keinen Moment nahe gekommen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Westpreußen Elbing-Marienburg Freiheit.

Freiheit! Wie oft hat nicht feurige Rede sie verlangt, glühendes Empfinden sie besungen! Und noch wieviel öfter und inniger hat sie nicht das heilige Gefühl bei Tausenden herbeigeführt! Kein höheres, stolzeres Ziel hat der Mensch je gekannt als die Freiheit. Und etwas Vollendetes und Erhabeneres hat es auch nie gegeben, da die Freiheit der heilige Born ist, aus dem alles quillt, was sonst an Schönerm und Höherm erkämpft wird. Was nur an wahrhaft und tief Sittlichem möglich ist, es kann nicht sein ohne die Freiheit.

Die offizielle sittliche Anschauung freilich versteht das nicht. Sie hat keine feste Grundlage und ist künstlich dem Bedürfnis der herrschenden Klasse angepasst. Allein die auf die Natur aufgebaute, natürliche und darum allein sittliche Anschauung der sozialistischen Gedankenwelt läßt uns den tiefen Gehalt würdigen, der der Freiheit innewohnt.

Ein natürliches und sittliches Leben ist nur möglich, wenn der Mensch die natürlichen Kräfte, die in ihm schlummern, frei entfalten kann, wenn all die Werte, die in ihm wohnen, nutzbar gemacht werden für das Ganze. Und je reicher der Mensch an solchen inneren Werten geistiger und seelischer Art ist, um so stärker ist sein Drängen und Sehnen, mit dieser seiner Natur das Leben auszufüllen, all die reichen Werte nicht unbenutzt zu lassen oder gar zu unterdrücken, sondern sie der Gesamtheit dienstbar zu machen, wo es nur geht. Hier möchte sich ein Geist auf diesem Gebiet entfalten, dort auf jenem, hier entbehrt eine feinführende Seele im Dasein allzusehr die Gerechtigkeit, dort leidet ein warm schlagendes Herz in der Kälte des selbsttätigen Lebens nach Liebe, nach einer großen Liebe des Menschen zum Menschen. Geistige Werte in Hülle und Fülle sehnen sich nach Entfaltung, doch sie müssen darben und schwachen, weil die Freiheit fehlt, die wirtschaftliche Unabhängigkeit.

Nur wer wirtschaftlich frei ist, kann seinen ganzen innern Menschen zur Entfaltung bringen. Er hat, wenn er überhaupt innere Werte hat, wenigstens die Möglichkeit dazu. Freilich nutzen nur wenige diese Gelegenheit aus. Die meisten unterdrücken dennoch ihre Persönlichkeit, verzichten auf Charakter und Ueberzeugung, passen sich den andern an, nur um noch mehr zusammenzuscharren an materiellem Gewinn, und unterdrücken anders geartete Naturen, weil sie ihrem egoistischen Treiben schädlich sind.

Wo das Privateigentum herrscht, gedeiht die Freiheit nicht, und wo die Freiheit fehlt, die volle wirtschaftliche Unabhängigkeit, da fehlen im Leben Gerechtigkeit, Treue, Liebe, da fehlen auch wahre Kunst und wahre, von den Begabtesten des Volkes getragene Wissenschaft. Wahres geistiges und sittliches Leben ist nur möglich, wenn die Freiheit gekommen, die Freiheit, die mit der Beseitigung des Privateigentums an den Produktionsmitteln identisch ist, die Freiheit in ihrer edelsten, vollendetsten Form: der sozialistische Staat.

Eine Prügelei entstand in Elbing auf der Liegenhöfer Chaussee zwischen zwei Arbeitern, die vorher zusammen fleißig gezecht hatten, dann aber wegen einer Uhr in Streit gerieten. Die Polizei nahm beide in Haft.

Die Rogatregulierung macht die Sperrung des Weichsel-Rogatkanals für den Schiffsverkehr erforderlich. Später erfolgt die Sperrung des Rogat von Kottbus bis Neuhofenbusch. Bei günstigem Weiterstreiten der Arbeiten sind am Ende des laufenden Jahres die Bewohner der Rogatniederung gegen Eisgefahr und Hochwasser geschützt.

In Marienburg verhaftet wurde der Tischler Otto Rogatz, der von dem Amtsgericht Rathhaus wegen Diebstahls verfolgt wird.

Freiwillig aus dem Leben geschieden ist der 71 jährige Bestzer Klängenberg in Rosenort. Er hat sich auf dem Heuboden erhängt. Der alte Mann lebte in guten Verhältnissen. Die Ursache der Tat ist unbekannt.

Stuhm-Marienerwerder

Auf dem Pferdemarkt in Marienerwerder wurde der elf Jahre alte Schüler Rendzikowski aus Marienau durch den Hufschlag eines Pferdes lebensgefährlich verletzt. Dem Knaben ist der Unterleber zertrümmert und außerdem hat er an der Schulter noch eine Gehirnerschütterung erlitten. Sein Zustand ist hoffnungslos.

Graudenz-Strasburg

Die Hand abgehauen. In der Nacht zum zweiten Feiertag larmten in Graudenz in der Ruiner Vorstadt zwei angetrunkene Arbeiter etwas. Ein Polizeibeamter wollte sie verhaften. Dabei soll der eine der Trunkenen, der Steinschläger Neumann, gegen den Polizeibeamten tätlich geworden sein. Dieser zog den Säbel und hieb seinem Aggressor die zum Schlage erhobene Hand glatt ab. Neumann wurde verhaftet. Er soll bereits wiederholt wegen Schlägereien bestraft sein.

Thorn-Rulm-Briesen

Ein Bankhaus fällt. Das in Thorn seit mehr als sechzig Jahren bestehende Bankhaus L. Simonsohn (Inhaber Herr Siegmund Simonsohn) ist durch mißglückte Spekulationen und den Rücktritt eines Kommandantisten zur ZahlungsEinstellung gezwungen worden. Der Inhaber hat sich durch Genuß von Cyanid den Tod gegeben. An dem Fallissement beteiligt sind neben einer Reihe von wohlhabenden Bürgern der Stadt Thorn, die Beträge von 20 000 bis 40 000 Mark zu fordern haben, verschiedene Berliner Bankfirmen.

Der glückliche Vater. Die Stadtverordneten in Briesen haben dem Oberpostschaffner Schmidt, dem kürzlich das dreißigste Kind geboren wurde, ein Ehrengeld von 50 Mark bewilligt. — Der Dank des Prämiierten soll gelaute haben: „Tief gerührt und ergriffen quittiere ich über den Empfang des höchsten Geldgeschenktes, das alle meine Erwartungen übertrifft. Auf eine Prämie war ich ja gefaßt, aber gleich 50 Mark

beim dreißigsten Kind? Ich hatte höchstens auf 30 Mark bei fünfzigsten gerechnet!“

In der Nacht zum dritten Feiertag ereignete sich in der Nähe von Thorn ein schwerer Unfall an dem Bahnübergang der Bahn Thorn—Unslaw. In der Dunkelheit stieß das Fuhrwerk des Bierverlegers Baluchowski mit einem nach Unslaw fahrenden Zuge zusammen. Das Fuhrwerk wurde vollständig zertrümmert. Der Kutscher Johann Walentowski und ein Pferd waren sofort tot. Der Kutscher, ein Mann von dreißig Jahren, hinterläßt Frau und Kinder. Der Bahnübergang hat an der Unglücksstelle keine Schranken.

Dann wurde am 14. April mittags in der Schulstraße die drei Jahre alte Frida Kühn von der Straßenbahn überfahren und schwer verletzt. Sie erlitt einen Bruch des linken Oberschenkels und Hautverletzungen. Während einer kurzen Zeit ist dies der dritte Unfall, der in dieser Straße durch die Elektrische herbeigeführt worden ist. Als Ursache ist wohl anzunehmen, daß die Bahn sehr nahe dem Bürgersteig entlang führt.

Schlochau-Flatow

Erstickt ist die Arbeiterfrau Polczyn auf dem Gute Marienhof bei Radamitz. Sie wurde bei dem Umschaukeln des Getreides von epileptischen Krämpfen heimgesucht und fiel in dem Gesicht auf das Korn. Da nicht gleich Hilfe zur Stelle war, erstickte die Frau. Der Arzt konnte nur den Tod feststellen. Sechs Kinder im Alter von 1 bis 12 Jahren verlieren ihre Mutter. Die Familie wohnt erst acht Wochen auf dem Gute.

Gerichtliches.

— Die Polizei in einer gewerkschaftlichen Betriebsversammlung. Kurz vor den Osterfeiertagen bestätigte das Schöffengericht zu Dresden drei Strafverfügungen gegen zwei Gewerkschaftsangehörige und einen Glaschleifer in Höhe von 150, 50 und 100 Mark, die von der Polizei verhängt worden waren, weil die drei Genannten als Vorstehender, Schriftführer und Referent einer rein gewerkschaftlichen Betriebsversammlung der Glasmacher der Firma Siemens in Dresden einer zur Ueberwachung erschienenen Polizeibeamten keinen angemessenen Platz angewiesen hatten. Die Versammlung sollte bei der Firma Siemens gezielten gelben Gewerkschaft Stellung nehmen. Es handelt sich also auf keinen Fall um eine politische, sondern um eine rein gewerkschaftliche Veranstaltung, in der die Polizei absolut nichts zu suchen hatte. Die Versammlungsleitung glaubte daher auch ein Recht zu haben einen Gendarmen, der als Ueberwachender an der Versammlung teilnehmen sollte, auf die Unzulässigkeit der Ueberwachung hinzuweisen und ihm den verlangten Platz auf dem Podium zu verweigern. Sie stellte es ihm aber anheim, als Zuhörer an der Versammlung teilzunehmen und sich selbst einen Platz zu suchen. Da der Gendarm darauf nicht einging, wurde er auf Grund eines Beschlusses der Versammlung, die Ueberwachung nicht dulden zu wollen, zum Verlassen des Saales aufgefordert; er erklärte daraufhin die Versammlung — für aufgelöst! Eine neue, für eine halbe Stunde später angesetzt

Durch das Volkslied zur Volksverbrüderung

Auch in der schönen Literatur sind erfreulicherweise Kräfte am Werk, Frankreich mit Deutschland zu versöhnen, französische Art der deutschen näher zu bringen. Die Poesie setzt fort, was die Politik der Wiener Konferenz vom vorigen Jahre begonnen hat: Hans Heinz Ewers, der deutsche Dichter, und Marc Henry, der französische Chansonfänger und Kabarett-Bohémien, haben unter dem Titel „Joli Tambour“ ein 272 Seiten starkes Buch herausgegeben, das den Zweck verfolgt, das Herz Frankreichs zum Herzen Deutschlands sprechen zu lassen.

Das Buch enthält Volkslieder, Kinderlieder, Hymnen, Straßenfängerchansons, Romane und Revolutionslieder — kurz alles, was im französischen Volke gesungen wird. Die sollen in Deutschland bekannt werden und ihre Wirkung ausüben. Denn obschon sich in Dichtungen überhaupt die Sinn- und Denkungsweise der Völker wahr und treu widerspiegelt, so ist doch das Volkslied mehr als jede andere Dichtungsart geeignet, uns ein lebensfrisches Bild vom Charakter eines Volkes zu geben. Volkslieder tragen stets bald mehr bald minder das Gepräge der allgemeinen Anschauung des Volkes an sich. Ihre Macht auf Herz und Gemüt ist eine wunderbare: jeder gefühlvolle Mensch fühlt den Reiz eines Volksliedes als etwas Selbsterlebtes, Selbstempfundenes mit.

Wie sich nun im deutschen Volksliede alle Sinnigkeit, all das deutsche stille Herzensempfinden widerspiegelt, so zeigen die französischen Lieder die nach außen tretende „so ganz andere“ Lebensweise der Franzosen, ihre Lust und temperamentvolle Geselligkeit, zeigen, wie die Bildung im Volke steigt, wie sich die Sitten verfeinern, wie sich der Geschmack veredelt. Durch Désaugiers und Béranger, um die beiden berühmtesten zu nennen, hat das französische Volkslied eine große Bedeutung erlangt. Namentlich Béranger schöpfte aus dem Volke; das Volk mit seinen freudigen und traurigen Erlebnissen war der Gegenstand seiner Muse. In begeisterten Worten erhebt er seine Stimme für die Armen, für die Unglücklichen, er spricht ihren Herzen Trost zu und ermahnt sie, den Glauben an die Zukunft nicht zu verlieren. Und Jean Richépin verstand fast ebenso wie er dem Schrei des Elends und der Hoffnung des Volkes mit hoher Kunst einen vollstimmlichen, bald satirischen, bald aufrüttelnden Ausdruck zu geben. In all ihren Chansons hat sich wie in Deutschland bei Heine, ein Echo der Zeit eingefangen und in ihren glücklichsten Eingebungen erklimmen sie sehr häufig (auch der Form nach) die höchsten Gipfel der Poesie.

Da nun seit langen, langen Jahren, seit 1870 und vorher, alles, was mit deutscher Literatur zusammenhängt, in Frankreich sozusagen boykottiert wird, da alle Versuche, für deutsches Wesen und deutsche Art in Frankreich Verständnis zu wecken, erfolglos geblieben sind, so soll nun das französische Lied auf neue die Brücke zu schlagen versuchen. Der leidenschaftliche, sozial-revolutionäre Einschlag unserer entwickelungswahrgewordenen Tage spricht ebenso aus diesen Liedern wie der feinsinnige Witz, die Anmut und Grazie französischer Denkweise. Und Frankreich ist an Liedern reicher als Deutschland! Rabelais führt im „Pantagruel“ über 200 an und er hat gewiß nur die Hälfte, die ihm selber um die Ohren klangen. Sein Jahrhundert war auch das Element Marots und Ronsards. Das politische Element jedoch sollte erst im 18. Jahrhundert zu Worte gelangen, da der Spott, der Skeptizismus und die Ironie der Lieder Collès, Gallots, Parnauds und zumal Piron in den Gemütern den Zündstoff aufzuleuchten, der schließlich in der „Marseillaise“ als eine große, von der Begeisterung der ganzen Nation genährte Flamme aufschlägt. (Siehe „Die Volkslieder Frankreichs vom XV.—XX. Jahrhundert“ aus dem hundertbändigen Werke des Verlages Gillequin in Paris.)

Marc Henry hat bereits früher versucht, wieder gut zu machen, was blöder Chauvinismus verdorben hat: er hat die von Albert Lantoin und Prodhomme gegründete „Revue Franco-Allemande“ redigiert, gemeinsam mit dem feinsinnigen Leo Greiner, hat dort der Annäherung an Deutschland das Wort geredet, hat später dann durch die Gründung der „Café Scharfrichter“ etwas Montmartre nach München verpflanzt. Singt französische Lieder seit Jahren mit Margu Delvard zusammen in allen Städten Deutschlands, der Schweiz usw. und will nun in diesem Buche unter anderer Form sein altes Werk erneuern. Im Geleitwort sagt er über seine und seines Mitarbeiters Ewers Pläne: „Wir können nicht daran denken, dem deutschen Leser eine erschöpfende Sammlung des französischen Volksliedes zu geben, wie wir sie für die deutsche Sprache in dem unvergleichlichen Buche „Des Knaben Wunderhorn“ besitzen. . . . Wir wollen vielmehr in bescheidenem Umfange dem Leser nur ein klares Bild des französischen Volksliedes geben, ein Bild, das ihn anregt und nicht langweilt, ein Bild, das ihn dieses Land lieben lehren soll, wie wir es lieben.“

Den ersten Rang nehmen natürlich die Volkslieder ein, ernste und lustige, freche und harmlose, Lieder von der Straße und aus den Großmutterstuben. Henry hat dafür gesorgt, daß nur solche Lieder aufgenommen wurden, die wirklich gesungen werden, im Volke und in der Bourgeoisie. Anschließend daran folgen eine Reihe von Liedern des letzten Jahrhunderts, die vortrefflich diese Zeit widerspiegeln. Gar manche von ihnen

sind den Besuchern der Henry-Delvard-Abende in guter Erinnerung, so besonders „La Légende de St. Nicolas“, „Toujours bergère“, „Trois jeunes tambours“, „Le retour du marin“ u. a. m.

Reizende Kinderlieder schließen sich an, darunter das populärste Lied Frankreichs überhaupt: „Au clair de la lune“ das von dem Selbstmörder handelt, das man im Mondenschein findet; ferner „Le petit Jésus“, dem man Bonbons gab, als er seine Schulaufgaben konnte, den Backfischreigen „Nous n'avons plus d'ours“, „La mère Michel“, die ihre Katze verlor und vernehmen muß, daß Gevatter Lustruc sie als Kammchen verkauft hat. Am bekanntesten ist von diesen Kinderliedern das „Al était un bergère“ von der Schäferin, die ihr Kälchen tötete, weil es die Nase in die Milch gesteckt hatte. Dann ging die Schäferin zur Beichte, um Verzeihung zu erlangen und der Vater legt ihr als „Buße“ einen — Kuß auf den schmerzlichen sonderbaren Weise der Schäferin so gut, daß sie immerfort beichten möchte. . . .

Neben den Revolutionsliedern („Ca ira“, „La Parisienne“ aus der Revolution von 1830, „L'Internationale“ mit den gewaltigen Refrain: „C'est la lutte finale! Groupons-nous et demain l'Internationale sera le genre humain“) sind besonders interessant jene eigenartigen Lieder, die unter dem Titel „Les Chansons“ segeln. Sie entstanden als Napoleon I. das Recht der freien Rede beschränkte und Ludwig XVIII und Karl X. und Louis Philippe die öffentliche Meinung knebelten. Heimlich bildeten sich damals Dichter- und Künstlervereinigungen, die die Clubs „Chavennaut“ nannten, von Chavennaut, weil man meist im Keller eines Gasthauses tagte. Hier sang man freie Lieder, die bald große Verbreitung fanden. Béranger, Désaugiers, Nadaud, Debraut und Dupont sind die bekanntesten Vertreter dieser Epoche. Da sie auf die Melodien bekannter Opern und Vaudevilles geschrieben waren, konnte jeder aus dem Volke sie singen. Zu diesem Genre gehören zum Beispiel die auch bei uns bekannten Lieder „Le roi d'Yvetot“, der liebe Volkspapa von Béranger, „Les gueux“, das Lied auf die Bettler, die zwar des Glücks Bäckpötkler, aber nie Hahanzettler sind, sowie das niedliche Lied von der Großmama, die nach dem Genuß von zwei Fingerhütchen Wein all ihre Liebeserlebnisse ausplaudert und den Enkeln rät, es ihr nachzumachen — getreu dem Rezeptle Rosegeggers, wonach der Herrgott ja wegen der Quabn die Madeln gemacht hat. . . .

In der Tat wer diese Lieder liest oder singen hört, hört das Herz Galliens schlagen. Werden sie den Weg zum Herzen der Deutschen finden? Werden sie ein klein bißchen Verständnis französischer Art wecken? Sicher bei denen, die sie lesen werden! Und das scheinen ja ziemlich viele zu sein. Wenigstens hat uns ein Kenner, Henri Guillebeaux vor einiger Zeit in

Kleines Feuilleton

— **Frauenverkauf in Allengland.** Mit einem fessamen und grausamen Brauch, der noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in einer Reihe von Gegenden Englands geübt wurde und sogar die stillschweigende Duldung der Behörden fand, beschäftigt sich ein Aufsatz des Journals. Es war der sogenannte Hörnermarkt, der zu gewissen Zeiten in bestimmten Orten abgehalten wurde und auf dem sich betrogene und enttäuschte Ehemänner auf höchst einfache und fast barbarische Art ihrer Frauen entledigten. Der Mann aus dem Volke, der seiner Frau Untreue oder eine ehrenrührige Handlung vorwerfen konnte, hatte auf Grund der alten Tradition das Recht, auf eine weitgehende Pacht; er konnte die Frau auf dem Hornmarkt einfach verkaufen, und zwar unter höchst demütigenden Umständen. Die unglücklichen Frauen, die sich diesem Schicksal ausgesetzt hatten, wurden dabei nicht etwa unter der Hand fremder Fürsorge überliefert. Nein, der Ehemann legte der Frau zu Hause einen Strick um den Hals und führte sie so wie ein Stück Vieh am Seile durch die Straßen und über Land zum Markte. Dort wartete er, das „Verkaufsobjekt“ am Seile haltend, auf Käufer. Und an denen fehlte es nie. Alle Junggesellen und Witwer, die für ihr verlassenes Heim und für ihre Kinder eine Hausfrau suchten, kamen in größerer Zahl zum Markte, besichtigten die Frauen und wählten sich eine von ihnen aus. Der Preis war dabei mehr als billig: gewöhnlich zahlte man für eine Frau fünf bis sechs Schilling. Freilich war sie jung und hübsch, dann brachte sie dem Ehemann auch mehr ein, und ihr Wert „stieg bis zu zwei Guineen“, also rund 42 Mark. Der französische Akademiker de Jouy hat noch vor drei Menschenaltern in England solchen Frauenmärkten beigewohnt und interessantes Beweismaterial für den Fortbestand dieses aus dem finsternen Mittelalter stammenden Brauches gesammelt. Im übrigen war dieses harte Recht nicht einseitig: auch die Frauen hatten das Recht, ungetreue Ehemänner auf diese Weise zum Markte zu führen und zu verkaufen. Das Erstaunliche war, daß die Behörden den bei solcher Gelegenheit abgeschlossenen Handel als rechtskräftig anerkannten, die Verkäufer durften wieder heiraten, ohne eine Anklage wegen Bigamie befürchten zu müssen; der öffentliche Verkauf der Frau galt gleichsam amtlich als Scheidung. In vielen Fällen heirateten die Käufer später die angekaufte Frau.

Soziales

Gegen die Freizügigkeit der jungen Arbeiter

Die Delegiertenversammlung des landwirtschaftlichen Zentralvereins Königsberg nahm einstimmig folgenden Antrag an: „Zentralverein wolle dahin wirken, daß bei allen öffentlichen Arbeiten und solchen Arbeiten, welche unter Staatsaufsicht stehen oder mit staatlicher Unterstützung ausgeführt werden, Arbeiter unter zwanzig Jahren nicht beschäftigt werden. Bei Zwangsbau der Arbeiter an Unternehmer sind dementsprechende Bestimmungen in den Verträgen aufzunehmen.“

Die Arbeiter sollen deshalb nicht beschäftigt werden, damit sie gezwungen sind, auf dem Lande zu bleiben. Damit wird die Freizügigkeit der Arbeiter ganz erheblich eingeschränkt. Vor einiger Zeit nahm der landwirtschaftliche Zentralverein einen Antrag an für die Provinz Ostpreußen eine Regelung zu erstreben, die es ermöglicht, daß Arbeitgeber, die kontraktbrüchig gewordene Arbeiter beschäftigen, durch Exekutivstrafen

zur sofortigen Entlassung der betreffenden Arbeiter veranlaßt werden. Es ist den Antragstellern aber eröffnet worden, daß zur Durchführung des Antrages eine Änderung der gesetzlichen Bestimmungen erforderlich wäre. In der letzten Versammlung wurde der Antrag, weil er „zur Zeit aussichtslos“ sei, zurückgezogen. Die Herren Agrarier sind, wie man sieht, unausgesezt bemüht, den Landarbeitern Fesseln anzulegen. Seht wollen sie dem Staat vorschreiben, welche Arbeiter er nicht beschäftigen soll. Leider finden derartige Wünsche bei der preussischen Regierung nur zu leicht Gehör. Wenn die Herren aber glauben, damit die jungen Arbeiter auf dem Lande festzuhalten, so irren sie ganz gewaltig.

Was die Landarbeiter vom Lande treibt

Ein früherer ostpreussischer Arbeiter, der jetzt in Essen arbeitet, schreibt dem ostpreussischen Parteisekretariat über die Erfahrungen, die er mit der Justiz gemacht hat: Auf einem Gut hatte ich bei der Abrechnung einen größeren Posten an Lohn und Deputat stehen, erhielt aber nichts. Der Inspektor behielt unter richtigen Einwänden alles ein. Ich wandte mich an den Besitzer, der nicht auf dem Gute wohnte, und erhielt einen Teil des verdienten Lohnes; auf den anderen verzichtete ich, da ich von einem Prozeß nichts erwartete. Auf der zweiten Stelle wurde mir wieder Lohn zu Unrecht einbehalten; da er nicht viel ausmachte, verzichtete ich wieder auf ihn. Auf der dritten Stelle wurde mir der Lohn für Monate und Wochen ohne jeden Grund vom Besitzer einbehalten. Jetzt klagte ich vor Gericht, mußte aber erst die Instanz (das Landgericht) anrufen, bis ich meinen sauren und schweren verdienten Lohn bekam. So wie es mir ergangen ist, ergreift es vielen, denn was ein Prozeß durch zwei Instanzen für arme Leute auf den Gütern zu bedeuten hat, will ich unerwähnt lassen. Nur auf der letzten Stelle wurde mir alles ausgezahlt. Und das nur, weil ich nach Essen zog. Da glaubten die Herren doch nicht gut wegzu kommen.“

Auch diese Mitteilungen liefern den Beweis, wie unbedingt notwendig es ist, moderne Rechtsverhältnisse für das Land zu schaffen, wenn der Landarbeitermangel mit Erfolg bekämpft werden soll.

Merzestreich in den agrarischen Gefilden.

In den ländlichen Kreisen Pr.-Holland und Mohrungen streiken seit dem ersten April die Aerzte der Landkrankenanstalten. Die Jünger sind darüber entsetzt und können das kaum fassen. Der erste Streik in ihren Gefilden! Wie soll das enden! Denn schließlich machen die Landarbeiter das nach. Und dann wehe den Jüngern! Diese sind um ihr Wohl und um ihre Nachstellung besorgt, mit der es aus ist, wenn die Landarbeiter dem Beispiel der Aerzte folgen.

In der agrarischen Ostpreussischen Zeitung ergreift Herr v. Reichel-Terpen das Wort und schreibt, einen Notstand, wie ihn jetzt die Kreise Pr.-Holland und Mohrungen erleben, habe es noch nie gegeben und werde es hoffentlich nie wieder geben. Er führte aus, daß die Regierung sofort um Hilfe angerufen worden ist, doch die hat versagt. Der Vertreter des Regierungspräsidenten hat erklärt, daß ihm eine Einwirkung auf die Aerzte in Bezug auf Behandlung von Kassenmitgliedern nicht zustehe. Diefelbe Regierung wußte aber recht schnell gegen die Allgemeine Ortskrankenkasse in Königsberg vorzugehen, als die Aerzte hier streikten. Der Kasse wurden die

Bedingungen einfach diktiert, die das Oberversicherungsamt mit den Aerzten vereinbart hatte. Gegen die Landkrankenanstalten geht man nicht in dieser Weise vor.

Die Jünger der Kreise Pr.-Holland und Mohrungen haben sich nach Berlin gewandt, und Herr v. Reichel-Terpen meint, die Regierung die sich mit peinlichster Genauigkeit und oft damit verbundenen Härten um die sanitären Verhältnisse der Güter und Dörfer bekümmert, sollte auch in diesem noch nie dagewesenen Zustande, der Erkrankte ohne ärztliche Hilfe lasse, zu steuern. Wenn ein Gesetz, wie das Krankenlängengesetz mit seinen 371 Paragraphen in die Welt gesetzt werde, dann dürfe man wohl verlangen, daß es so vorbereitet sei, daß seine Durchführung sofort möglich sei. Hier scheinen aber die Vorbereitungen vergessen worden zu sein! Der verantwortliche Redakteur dieses für ländliche Verhältnisse unheilvolle Gesetz müsse aber Antwor geben können auf die Frage, wie dem hier bestehenden Notstande sofort abzuhelfen sei.

Der verantwortliche Redakteur ist in diesem Falle der schwarzblaue Block, der dieses für ländliche Verhältnisse unheilvolle Gesetz angenommen hat. Auch die Nationalliberalen haben dabei erfolgreich Hilfe geleistet. Es ist also ein durch und durch „nationales Werk“. Vielleicht kommen die Jünger, um ihm seine „unheilvolle Wirkung“ zu nehmen, auf die Idee, zu beantragen, den Aerzten das Streikrecht zu nehmen oder sie unter die Gesindeordnung zu stellen. Denn wenn es so weiter geht, finden die Landarbeiter Gefallen am Streiken. Und das ist dann schließlich auch auf das Konto des schwarzblauen Blocks zu setzen. Freilich, mit den Ausnahmegeetzen gegen die Aerzte würden die Jünger kein Glück haben, denn die 111 Sozialdemokraten würden jedes Attentat auf das Koalitionsrecht scharf bekämpfen.

Aus aller Welt

— **Zum Hotelbrand in Boston wird gemeldet:** Der Brand in Melbourn Hotel in Boston, bei dem acht Personen umkamen, brach mitten in der Nacht zum Dienstag aus. Ungefähr 150 Gäste waren im Hotel anwesend und lagen in den Betten, als das Feuer von Passanten bemerkt wurde. Erst die Feuerwehr mußte die Schläfer wecken. Den meisten Leuten in den oberen Stockwerken war der Rückzug über die von den Flammen ergriffene Treppe abgeschnitten. Nun spielten sich furchtbare Szenen ab. Die geängstigten Menschen standen an den Hotel Fenstern, schrien hinunter und baten um Rettung. Viele warteten die Hilfe der Feuerwehr nicht ab. So ließ sich eine Frau aus ihrem im vierten Stock gelegenen Zimmer mittels Bettlaken, die sie sich zu einem Tau zusammengebunden hatte, aus dem Fenster herab. Eine andere Frau, die dieses Experiment nachmachen wollte, verlor im dritten Stock den Halt und stürzte auf das Straßenniveau hinunter, wo sie schrecklich verstümmelt tot liegen blieb. Zahlreiche Löschzüge trafen an der Unfallstelle ein. Bevor aber die Feuerwehrleute die Sprunglücke ausbreiten konnten, waren viele Hotelgäste aus den Fenstern gesprungen. 50 bis 60 Personen erlitten bei diesem gewagten Sprung schwere innere Verletzungen. Erst nach zweistündiger harter Arbeit konnte das Feuer gelöscht werden. In einem Zimmer des fünften Stockwerkes fand die Rettungsmannschaft die verkohlten Leichen einer ganzen Familie, bestehend aus dem Mann, einer Frau und einem Kinde. In einem anderen Zimmer fand man die Leichen von zwei Frauen.

Die Laufemarie

Von Emil Hinger.

Als ich ein kleiner Junge war, kam sie von Zeit zu Zeit in unser Städtchen. Sie stammte aus einem der wohlhabendsten Dörfer der Umgebung, aus einem Orte, wo die Bauern dazumal oft feierten: „Ach hätten wir doch einige arme Familien im Dorfe, es fehlt uns an Arbeitskräften.“ Aus diesem Dorfe kam also die Laufemarie. In der Zeit, da ich mich ihres ersten Erscheinens erinnere, war sie ungefähr vierzehn Jahre alt und von kleiner, schwächlicher Gestalt, mit einem bläulich aufgedunsenen Gesicht. Die Stirn, um die das flache blonde Kopshaar in wirren Strähnen hing, trat weit und schmal hervor und ließ in eine platigedrückte Nase aus, unter der ein breitgeschnittener Mund mit wulstigen Lippen das Abstoßende der Züge noch verstärkte half. Ihre Augen waren groß und von auffallend schöner tiefblauer Farbe, nur blickten sie immer schau und verängstigt in die Welt. Laufemarie hatte auch allen Grund, schüchtern und ängstlich zu sein.

Ihre Mutter (einen Vater hatte sie nie gekannt) diente als Magd bei einem reichen Bauern und starb, als das Kind wenige Jahre zählte. Von da ab begann dessen eigentliches Elend. Marie wurde Gemeindefind und als solches an den Meistbietenden versteigert. Als man den bisherigen Herrn ihrer verstorbenen Mutter zur Rede stellte, warum er denn das Kind nicht auf seinem Besitztum behalten wollte, es käme ihm doch am ehesten zu, zuckte er unwirksam die Schultern und meinte, er hätte nur Verwendung für Personen, die auch ihr Treiben verdienen könnten, das aber sei bei dem Bankert nicht der Fall. Und arbeiten konnte die Marie tatsächlich nicht, wenigstens nicht im Sinne der robusten Landleute. Dazu fehlten ihr die Kräfte und, wie manche behaupteten, auch die Lust. Sicherlich aber war sie für die Arbeit in der Landwirtschaft nicht zu gebrauchen, denn sie hatte Mermchen wie Haselnußsteden so dünn, und wenn ein heftiger Wind gürte, mußte sie sich festhalten, um nicht mitgerissen zu werden. So kraftlos war die Kleine. Es war ja auch nicht zum verwundern, hatte sie doch niemals im Leben eine kräftige, regelmäßige Kost erhalten, sondern mußte sich mit dem begnügen, was ihr die Mutter und die übrigen Dienstmoten heimlich zusteckten. Als sie mit ihrem Bündelchen am Arm ihrem neuen Besitzer in das stattliche Bauernhaus folgte, kam die Bäuerin mit hochrotem Gesicht ihnen entgegen. Sie hatte ihren Mann schon aus der Ferne mit dem neuen Hausgenossen ankommen sehen, und aus ihren schwarzen Augen funkelten Haß und Wut.

„Bringt mir den Freßsack ins Haus!“ schrie sie und trat polternd mit ihren schweren Holzschuhen ins Haus.

„Einer muß doch sein, der's nimmt,“ meinte der Bauer

abwehrend, indem er seine Peise am Geländer der Treppe ausklopfte.

„Warum denn grad du?“ Klang die heisere Stimme aus der Küche her. Die Kochtöpfe raffelten und klappernten geräuschvoll hin und her; es lag eine beängstigende Schwüle über der Situation, in der sich die kleine Waise befand.

„Er tun ein Gottswerk, Anna, da gib dich scho zufrieden.“ „O Gottswerk, ein Gottswerk,“ spottete die Frau auf die Bemerkung ihres Mannes, „hoho, o Gottswerk! Bei Glück und bei Segen ich mehr im Haus, wenn so ei Elendkind unterm Dach mit einem wohnt. Und dann: ei Freßer mehr han mer jetzt, der nix schafft will!“ befeuerte die erbitterte Frau immer weiter fort.

„Herrgottskrament, wenn ich fluchen muß!“ schrie der Bauer jetzt erboht und stieß die Küchentür mit einem heftigen Fußtritt auf. „Halt bei Schandmaul jetzt, oder —! Ich hab's auf'n Jahr genommen, wenn's nix wird mit ihm, nimmt's im nächsten Jahr ein anderer. Mir haben den Bankert doch nu einmal im Dorf und totschlage könne wir's doch nit.“

Das war der Willkommen, mit dem Marie in ihrem neuen Heim empfangen wurde. Ein Verschlag, der durch eine Bretterwand vom Schweineflur abgetrennt und mit Stroh ausgepölkert war, diente ihr als Lagerstätte, und das Essen mußte sie auf einer Bank in der Scheune einnehmen. Am übrigen bestand ihre Tätigkeit im Besorgen von Gängen und dergleichen Arbeiten, zu denen sie ihres schwächlichen Körpers wegen sich eignete. Früh war sie die erste und abends die letzte im Hause, überall sollte sie sein, und wenn sie da war, wurde sie unter rohen Schimpfworten und Prügelein wieder von dannen getrieben. Sie ließ alles mit Gleichmut über sich ergehen; wenn sie aber allein war, rannen ihr zuweilen dicke Tränen über die rauen, rissigen Wangen, und in ihrem Verschlag drückte sie nach getanem Tagewerk den Kopf in das Stroh und heulte dumpf und verhalten wie ein geprügeltes Tier.

Am Todestage ihrer Mutter, es war mitten in der Kartoffelernte, ließ sie gegen Abend vom Acker weg und eilte hinüber nach dem Waldestrand, wo der Kirchhof lag. Im Morgengrauen hatte Marie im Garten des Bauern einen Strauß der letzten Blumen gepflückt und ihn hinter der Friedhofsmauer versteckt. Jetzt holte sie denselben und eilte über den menschenleeren Gottesacker, wo ganz hinten am Knochenhäuschen das ärmliche, wild überwucherte Grab ihrer Mutter lag. Das einfache schwarze Holzkreuz war vom Winde schiefgedrückt und die Schriftzüge darauf durch den Regen so verwischt, daß sie kaum noch zu lesen waren. Lange stand die kleine Magd vor der Begräbnisstätte, wo das einzige Herz schummerte, das je in ihrem Leben ein liebes Wort für sie übrig gehabt hatte. Mit unnatürlichem starrem Blicke hingen ihre blauen Augen auf

den steilen, ungelenteten Buchstaben, die Namen, Geburts- und Todestag der Verstorbenen mitteilten. Darunter stand: „Muhe sanft!“

Der Wind strich durch die Bäume und trieb das weisse Laub im Wirbelstanz zur Erde, eine Krähe flog krächzend über den Friedhof hinweg mit schweren Flügel schlägen, und Ahrachtrah Klang ihr heiserer Ruf durch die Stille des Abends. Marie kniete auf der feuchten, lehmigen Erde, die groben, schmutzigen Hände gefaltet und die Augen stier auf den Hügel gerichtet, wo die Blumen lagen. Immer tiefer sank die Dämmerung, die Dorfbewohner kehrten vom Felde heim und ab und zu schlugen zwei Geräte klirrend aneinander. Jetzt kamen schlürpfende, langsame Schritte den Kiesweg her. Es war der alte Kirchendiener, der um die Erde bog und nun verwundert auf die kleine zusammengekauerte Gestalt herabsah. Er konnte sie der Dunkelheit wegen nicht gleich erkennen und so griff er mit zwei Fingern von hinten in die Halskrause des Kleides und zog die Kleine mit einem Ruck empor. Zu Tode erschrocken, doch ohne einen Laut von sich zu geben, blickte das Kind zu ihm auf.

„Gud da, der Bankert,“ knurrte der Alte vorächtig und stieß sie von sich wie ein eckiges Reptil. „Was hast du jetzt noch da zu suchen? Und die Blume hast a gestohle, na ich wer's morgde deir Bauer sage.“

Mit dem gewohnten scheuen Blick sah ihn die Kleine noch einmal an, dann rannte sie eiligt davon. Daheim hatte man sie schon in allen Winkeln gesucht, und gerade als sie in ihren Verschlag schlüpfen wollte, kam der Bauer dazu und rief sie an sich.

„Wo warst, Bankert!“ schrie er, zornrot im Gesicht, und ehe sie noch ein Wort zu ihrer Verteidigung hätte sagen können, hatte er einen Peitschenstiel zur Hand genommen und schlug unbarmherzig auf ihren mageren Körper ein. „Dir wird ich's Rumtreibe abgewöhne, abgewöhne, abgewöhne!“ schimpfte er und schlug und hieb immer heftiger zu. Das Gesinde und die Tagelöhner kamen erschrocken herbei und unter der Hauchtür erschien die Bäuerin und sah mit boshafte schillernden Augen zu.

„Schlag 'n tot, den Bankert!“ keifte sie, „schlag 'n tot, dann hat das Dorf Ruh' vor ihm!“ Jetzt ließ der Bauer ab, die Gezügigte lag wie ein lebloses Bündel zu seinen Füßen. Nur einige Male hatte Marie qualvoll aufgewimmert, dann war sie still geworden, ganz still. Die Mägde hoben das müßhandelte Mädchen auf und trugen es in den Verschlag.

„So schlag mer net emol e Stück Vieh, geschweige en Kind!“ fauchte eine alte Tagelöhnerin den Besitzer an, und es schien, als sähe er das Berechtigte dieses Vorwurfs auch ein, denn er wandte der Gruppe schweigend den Rücken und ging ins Haus hinein.

— Die Genidstarr in der Kaserne. Zu einem Artikel der Straßburger Neuen Zeitung vom 15. d. M. „Genidstarr und die hiesige Garnison“ erhält Wolffs Telegraphen-Bureau folgende Mitteilung: In den letzten Monaten sind im ganzen Mann der Garnison Straßburg an Genidstarr erkrankt. 1. ad war ein Ausfall der 12. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 126 im Februar und ein Ausfall der 2. Kompanie des Infanterie-Regiments Nr. 143 im März d. J. Beide Leute sind gestorben. Zur Verhinderung der Weiterverbreitung dieser Krankheit sind sofort alle Maßnahmen getroffen worden. Seit dem Jahre 1908 ist die Genidstarr nicht aufgetreten.

— Fünf Personen verbrannt. In dem Dorfe Tannenhausen bei Rurich verbrannten beim Anzünden der Osterfeuer zwei Kinder im Alter von drei und fünf Jahren. — In Molens brannte eine Mühle ab. Drei Kinder einer Stallknechtin kamen um; ein viertes erlitt schwere Brandwunden.

— Zu den Wechselfälschungen des Kunstsammlers Pollak wird noch gemeldet: Pollak verkehrte viel in den Kreisen von Kunstsammlern, Kunstfreunden und Mäcenen. In der Unterhaltung über irgend ein kunsthistorisches Thema pflegte er wie zufällig die Bemerkung einzufügen, daß er in Florenz einen Verwandten besäße, der vor kurzem eine private Galerie von außerordentlich wertvollen Gemälden entdeckt habe. Diese Galerie sei im Besitz eines verarmten italienischen Patriarchen, der seine zerrütteten Vermögensverhältnisse durch den Verkauf der Kunstschätze wieder aufbessern wolle. Mit wenig Geld könne man bei dem Italiener, dem das Meiste an der Kasse stehe, ein gutes Geschäft machen. Sommer wieder schenken nun die Leute, denen Pollak dieses Märchen erzählte, keinen Ausfall an Vertrauen und händigten ihm Gelder aus — meist waren es ein paar tausend Mark —, mit denen er die Bilder ankauft und dann zu einem entsprechend hohen Preise weiter verkaufen sollte. Monate verstrichen, und Pollak ließ nichts von sich hören. Mehrere der Geldgeber wurden jetzt ungeduldig und verlangten die Rückzahlung der gegebenen Summen. In diesen Fällen wies Pollak mehrere Male einen Brief vor, der die Unterschrift des Geheimrats v. Bode trug und Stempel und Aufdruck der königlichen Museen von Berlin anwies. In dem Brief bestätigte Geheimrat v. Bode, daß er Bilder von Pollak angekauft habe und die vereinbarte Summe in Höhe von 60 000 Mark demnächst an Pollak überweisen werde. Die Geldgeber beruhigten sich dann stets auf einige Zeit mit diesem Brief und traten erst wieder an Pollak heran, als abermals mehrere Monate verstrichen waren. Auf ihr erneutes Drängen zeigte Pollak jetzt einen Wechsel über 60 000 Mark vor, der wiederum die Unterschrift des Geheimrats v. Bode trug. Diese war ebenso wie die unter den Briefen und wie die Stempel gefälscht. Es erscheint rätselhaft, wie Pollak in den Besitz der Briefbogen und des Stempelzeichens gekommen ist. Den Geldgebern erschien der Wechsel zweifelhaft und sie fragten in Berlin bei Geheimrat v. Bode an, ob er den Kunstschritsteller Pollak kenne. Der Gelehrte erwiderte, daß er Pollak wohl als Wechselhändler, aber nicht als Kunstschritsteller bereits kenne. Es war Geheimrat Bode bekannt, daß Pollak Wechsel

mit seiner Unterschrift in den Handel gebracht hatte. Mehrere Male wies auch Pollak den mit Bodes Namen gezeichneten Wechsel als Zahlung für ein an das deutsche Museum verkauft Bild vor und erklärte, daß es persönlich bedauerlich, das außerordentlich wertvolle Bild an Bode verkauft zu haben. Er würde das Geschäft gern rückgängig machen. Die Kunstschritsteller, denen er diesen Wechsel vorzeigte, schossen Pollak daraufhin gern einen hohen Betrag vor, um für sie das Bild zurückkaufen zu lassen. Natürlich steckte Pollak das Geld ein!

— Ein Wirbelform richtete in den Bändereten der Naassa-Gesellschaft bei Porto-Amalia Verwüstungen an, durch die Eingeborene getötet und vermisst wurden.

— Ueberfall. Aus Schanghai wird gemeldet, daß die deutsche Vermessungsabteilung der Kantons-Hankau-Eisenbahn von Dorfbewohnern überfallen worden ist. Ein eingeborener Assistent wurde getötet.

— Die neue Verhandlung gegen die Witwe Hamm aus Manderbach soll nicht in diesem Monat in der beim Landgericht Elberfeld beginnenden Schwurgerichtsperiode stattfinden, sondern erst später.

— Ein furchtbarer Schneesturm hat in dem Gebiet der Permischen-Nachschiffenordener Eisenbahnen stattgefunden. Auf der Permischen Strecke blieb ein Post- und Personenzug 36 Stunden lang zehn Kilometer vor der Station Larga im Schnee stecken.

— Im D-Zug beraubt. In einem Abteil erster Klasse des D-Zuges Rizza-Rom wurden einem Juwelier, während er schlief, Brillanten und Perlen im Werte von 350 000 Francs gestohlen.

— Zusammenstoß zweier Züge. Der Expresszug, welcher morgens 8 Uhr mit einem Güterzuge bei Wurrisland (England) zusammenstieß, fuhr mit einer Geschwindigkeit von sechzig englischen Meilen in der Stunde. Durch die Gewalt des Stoßes wurde die Maschine des Expresszuges neben das Gleis auf das Feld geworfen, zwei Wagen mit sich reisend. Viele entgingen nur durch ein Wunder dem Tode.

— Schweres Brandunglück. In Boston sind bei dem Brande eines fünfstöckigen Wohnhauses sieben Personen umgekommen.

— Einem großen Schwindel ist man in Wien auf die Spur gekommen, bei dem man den Namen des Direktors des königlichen Museums in Berlin, Geheimrats Bode, mißbraucht hat. Die Angelegenheit erregt um so mehr Aufsehen, als der Täter ein in österreichischen und deutschen Sammlerkreisen sehr bekannter Kunstschritsteller und Kunstsammler ist. Die Behörde hat festgestellt, daß der vierzigjährige Schriftsteller Friedrich Pollak eine Reihe von Geldgebern um etwa 100 000 Mark durch Wechselfälschungen geschädigt habe, wobei er sich der Unterschrift des Geheimrats Bode bediente.

— Familientragödie. Die 22jährige Ehefrau des Hilfskangisten Schachtelmeier in Posen verlegte ihre vier Kinder

im Alter von fünf Jahren bis zu drei Monaten mit einer eisernen Stange schwer und verübte einen Selbstmordversuch. Ein Kind ist gestorben, ein zweites bedingt, die Frau leicht verletzt. Der Grund ist, daß die Frau vom Ehemann gelassen wurde und in den nächsten Tagen die gemeinsame Wohnung verlassen sollte. Sie war für schuldig erklärt worden.

— Erdgasbrand. Bei Maggarras, zweihundert Kilometer von Budapest (Ungarn) entfernt, brach mit vulkanartigem Donnergetöse bei den staatlichen Bohrungen Erdgas aus und geriet in Brand. Die riesige Feuerfäule ist sehr weit sichtbar. Seit Montag abend erstreckt sich das Hervorquellen des Gases auf über 160 Joch. Da das Gas an mehreren Stellen sich entzündete, sind bereits mehrere Gebäude abgebrannt. Infolge der durch die Gasausbrüche hervorgerufenen Bodenveränderungen bahnte sich der Sarosbach ein neues Bett.

— Die verhängnisvolle Bootfahrt. Drei junge Mädchen, die sich mit Gondelfahren in Halle auf der Saale vergnügten, kamen dem Trothaer Wehr zu nahe und wurden über das Wehr gezogen. Ein Boot schlug um, ein Mädchen konnte gerettet werden.

— Noch ein Bootunglück. Bei einer Raufahrt auf dem Main verunglückte bei Schweinfurt (Bayern) der Masergeselle Stubenrauch mit seinen beiden Kindern von acht und sechs Jahren sowie die zehnjährige Tochter eines Bruders. Der Kahn wurde von der starken Strömung erfasst, stürzte um, und alle vier Personen ertranken.

— Die Ehefrau im Streit erschlagen. In Thiemendorf (Kreis Lauban) wollten die Firtelschen Eheleute am Ostermontag die Taufe ihres Kindes abhalten. Wegen der in Aussicht genommenen Feierlichkeit entstand zwischen den Eheleuten Streit, der zu Tötlichkeiten ausartete. Der Mann erschlug hier bei die Frau mit der Axt. Er ist entkommen.

— Der Zirkusdirektor Stosch-Sarajant wurde in Leipzig bei einer seiner Vorführungen, als er unter ein stürzendes Pferd zu liegen kam, schwer verletzt.

— Streit der Gemüschhändlerinnen in Madrid. Die Gemüschhändlerinnen erklärten den Eintritt in den allgemeinen Streik und zwangen die Inhaber von Gemüschläden letztere zu schließen. Sie wollen die Preissteigerung des Gemüses aufhalten, an dem die Zwischenhändler schuld sind.

— Ein Opfer seines Berufes. Unter furchtbaren Qualen starb Dienstag im Krafauer Krankenhaus Universitätsprofessor Droba an Rostkrankheit, die er sich durch Ansteckung zuzog. Als unlängst ein Bauer, der an bösartigen Geschwüren litt, ins Krankenhaus Krafau eingeliefert wurde, berief Droba aus Moskau einen Veterinärarzt, der ein Serum gegen Rostkrankheit erfand. Mit diesem Serum wurde der Bauer so erfolgreich behandelt, daß eine Besserung des Leidens eintrat. Am Dienstag vergangener Woche bemerkte Droba, daß er sich selbst infiziert habe und sagte es seinen Kollegen voraus, daß seine Krankheit einen tödlichen Verlauf nehmen werde. Wie festgestellt wurde, war auf den Bauer die Krankheit von seinem Bruder übertragen, der als Diener in einem Krafauer Militärmagazin angestellt ist und dort Kagen mit Pferdefleisch zu füttern hatte, das wahrscheinlich rostkranken Tieren entstammte.

Am 2. Osterfeiertag, nachmittags 2½ Uhr, entschlief nach schwerem Leiden meine innig geliebte Frau, unsere gute, treuherzige Mutter

Johanna Urbanski, geb. Hoffmann

im 34. Lebensjahre.

Dieses armen Hinterbliebenen an

Danzig-Langfuhr, im April 1914

Der tiefgebeugte Gatte

Ludwig Urbanski nebst Kindern.

Freiburga Sonntag den 16. April von der Leichenhalle des städtischen Krankenhauses nach dem Danziger Friedhof.

Die Waffen nieder!

Der Herr v. Sauer, Landeshauptmann des Bistums, hat die Waffensammlung des Bistums an die Buchhandl. Volkswacht

Karl Kautsky: Der Weg zur Macht.

Buchhandl. Volkswacht, Paradiesgasse 32.

Lichtstrahlen.

Preis pro Heft 10 Pfg. — Abonnement empfohlen.

Buchhandlung Volkswacht, Danzig, Paradiesgasse 32.

Central-Bibliothek

zu Danzig

Montag von 7-8 Uhr
Sonntag von 8-9 Uhr
abends

Paradiesgasse 32, Hof 1.

Nach mündlicher Konversation
oder freigegeben.

Di. Plonne

Seit Erscheinen der ersten Ausgabe von Di. Plonne, haben sich die Auflagen vervielfacht. Die zweite Auflage ist jetzt erschienen. Sie enthält eine große Anzahl von neuen Beiträgen. Preis 10 Pfg.

Buchhandl. Volkswacht.

Vormwärts-Bibliothek.

Jeder gut gebundene Band 1 Mk. Erweckt.

Man kann aus dem 1. Markteisen von 2. 1/2 Mk.

Der Herr v. Sauer, Landeshauptmann des Bistums, hat die Waffensammlung des Bistums an die Buchhandl. Volkswacht

Vormwärts-Bibliothek.

Jeder gut gebundene Band 1 Mk. In den Tod getrieben.

Zwei Erzählungen von Frank Wedekind.

In der ersten Erzählung „Junge Dörner“ — bis an den Tod, der mit seiner armen Frau gegen eine oblige Sozialversicherung und Verarmung wehrt, aber immer weiter hinaufgeschoben wird und schließlich in einem verheerenden Brand in die Tiefe fällt. — Die zweite Erzählung — „Im Meer“ — schildert den Kampf einer Witwe gegen einen armselichen Mann, der ein oder zwei ihrer Kinder ist und seinen Sohn verliert, die verlorene Tochter der Witwe zu heiraten. Die alte Frau wird ebenfalls, nachdem sie ihren Mann verloren hat, in den Tod getrieben, weil sie als Witwe nicht die Standeserhöhung genießen kann. Natur- und Menschenveränderungen von Meer und Meer neben den beiden Erzählungen ihr bezauberndes Schicksal.

Zu beziehen durch die

Buchhandl. Volkswacht

Danzig, Paradiesgasse 32.

Sozialdemokratischer Verein Danzig-Stadt.

Montag den 20. April 1914, abends 8 Uhr, im großen Saale des Herrn Steppuhn, Schilbig:

General-Verammlung.

Tagesordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht.
2. Neuwahlen: a) des Vorstandes, b) der Pressekommission, c) des Bildungsausschusses, d) des Jugendauschusses, e) der Bibliothekkommission.
3. Sonstiges.

W.: eruchen die Genossen und Genossinnen wegen der reichhaltigen Tagesordnung um zahlreiches und pünktliches Erscheinen. Das Mitgliedsbuch legitimiert.

Die Parteileitung.
J. H. Eugen Sellin.

Sozialdemokratischer Verein Danzig-Stadt.

Freitag den 17. April 1914, abends 8 Uhr findet bei

Benfster, Maurerherberge, Schüsselbamm,

eine

Vertrauensmänner-Sitzung

statt.

Tagesordnung:

1. Bericht von der roten Woche.
2. Stellungnahme zur Generalversammlung.
3. Antrag der Kinderjugend- und der Bibliothekkommissionen.
4. Sonstiges.

Der Einladungszettel und das Mitgliedsbuch legitimiert.

Der Vorstand.

Außergewöhnliches Angebot!

Mensch der Urzeit . . . früher 2,00 Mk., jetzt 0,60 Mk.

50 Meisternovellen, reich illustriert . . . 2,00 „ „ 0,60 „

Menschenchicksale . . . 2,00 „ „ 0,60 „

Im Sumpf der Großstadt . . . 2,00 „ „ 0,50 „

Fremdenlegionär . . . 1,50 „ „ 0,50 „

Fahrt um die Erde . . . 4,00 „ „ 0,80 „

Neueste Witzbücher . . . 1,00 „ „ 0,25 „

Durch außerordentlich günstigen Einkauf sind wir in der Lage, zu obigen Preisen die Bücher abgeben zu können, jedoch nur so lange der Vorrat reicht.

Buchhandlung Volkswacht

Paradiesgasse 32

ACHTUNG!

50.000 Paar Schuhe

4 Paar Schuhe für nur Mk. 8.50

Wegen Zahlungsstockung mehr grossen Fabriken wurde ich beauftragt, einen grossen Posten Schuhe tief unter d. Erzeugungspreis loszuschlagen. Ich verkaufe daher an jedem: 2 Paar Herren- und 2 Paar Damen-Schnür-Schuhe, Leder braun od. schwarz, galoschiert, Kappenbesatz mit stark genageltem Lederboden, hocheleg. neueste Facon, Grösse lt. Nr. od. cm. Alle 4 Paar kosten nur Mk. 8,50 Versandt per Nachn.

Erstes Schuh-Exporthaus

H. Zweig, Krakau, Ost. Nr. 179

Umtausch gestattet oder Geld retour. [187]

Jung. Mann find. gut. Logis i. sep. Zim. Breitgasse 56 II, Eing. Zwirng.

Abholestellen der Volkswacht:

Expedition, Paradiesgasse 32, Eugen Sellin, Schüsselbamm 56, Friese Dittmer, Johannesgasse 37, Süßerei Kobiella, Gleischergasse 81.

Langfuhr:

Ww. Stierner, Eichenweg 14, K. Knaur, Bojadowskijweg 83, Kaufmann Sieff, Reichsland 7, Kaufmann W. Zöllner, Quisenstr. 1.

Expedition der Volkswacht

Erbsing

Kartoffeln!

Weisse, blaue, rosa

Saatkartoffeln

billig zu verkaufen. [195]

H. Perschon,

Erbsing, Angereff. 95.

F. Kuhn,

Wasserstr. Nr. 80, empfiehlt sein [110] Hur- und Mülzengeschäft.

mühen sich, jetzt schon den Bundesrat auf die Ablehnung eines solchen Gesetzes der mecklenburgischen Regierung festzulegen. — Unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen ist allerdings ohnedies die Gefahr nicht groß, daß aus dem Bundesrat eine brauchbare Verfassung herauskommen könnte.

— **Einigung zwischen Ärzten und Krankenkassen in Elberfeld.** Schneller, als anfangs angenommen werden konnte, ist es in Elberfeld zu einer Einigung gekommen. Nachdem die Vertreterversammlung der Ortskrankenkasse Elberfeld einstimmig die übermäßigen Forderungen der Ärzteorganisation abgelehnt hatte, machte sie den Ärzten einen Vorschlag auf folgender Grundlage: Abschluß eines fünfjährigen Vertrages, für ärztliche Behandlung pro Mitglied und Jahr Zahlung für das erste Jahr 9 Mark, für das zweite Jahr 9,25 Mark, für das dritte und vierte Jahr 9,50 Mark und für das letzte Jahr 10 Mark. Der Ärzteverein hat diesem Angebot seine Zustimmung gegeben, wodurch jetzt der Konflikt erledigt ist. Die Elberfelder Ärzte erhalten bei dieser Neuordnung für die Zukunft immer noch 391 500 Mark pro Jahr mehr wie bisher.

— **Protest gegen die kleine Leg Heinze.** Nach dem Muster des Börsenvereins der deutschen Buchhändler haben nun auch der Verlegerverein, der deutsche Musikalien-Verlegerverein und die Vereinigung der Kunstverleger Petitionen an den Reichstag geschickt, in denen sie bitten, dem Gesetzentwurf gegen die Gefährdung der Jugend durch Zurschaufstellung von Schriften und Abbildungen die Zustimmung zu versagen. Nach der Uebersetzung der Petitionen reichen die jetzigen Bestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches vollständig aus, um wirklichen Mißständen zu Leibe gehen zu können.

— **Wechsel im württembergischen Finanzministerium.** Der Finanzminister Gieseler ist aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt zurückgetreten. Der König ernannte den bisherigen Ministerialdirektor im Finanzministerium Dr. Bistorius zum Nachfolger.

— **Der Herr Affessor.** Für die Anschauungen mancher Verwaltungsbeamten ist ein Vorkommnis recht bezeichnend, das in der Hessischen Landeszeitung mitgeteilt wird. Das Blatt schreibt:

„Schweigt die Marburger Polizei städtisch, ist, und also noch nicht einmal der Landrat ihr Vorgesetzter ist, ließ der Regierungsaffessor Falck vom Marburger Landratsamt doch eines Tages im städtischen Polizeistadel durch den Kommandanten die Schutzhunde antreten, stromm stehen und erklärte, die Schutzhunde hätten ihn wiederholt nicht gegrüßt; geschehe es noch einmal, werde er sie zur Nachschafft ziehen.“

Zu bedauern ist nur, daß der Polizeikommissar nicht den Mut fand, dem Herrn zu bedeuten, daß er städtischen Polizeibeamten nichts zu befehlen habe.

Frankreich

— **Neubesetzungen im Richterstande.** Das Pariser Amtsblatt veröffentlicht die Erlasse über die durch den Rochettehandel im Richterstande verursachten Veränderungen. In betreff Fobres heißt es, daß er auf Ersuchen zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts in Alg ernannt worden sei.

Schweden

— **Die Wahlen.** Am Mittwoch fand in elf Wahlkreisen die Stimmzählung statt. Im ganzen wurden bisher gewählt: 37 Mitglieder der Rechten, 20 Liberale, 32 Sozialdemokraten. Die Rechte gewann neun Sitze und verlor einen, die Liberalen verloren zehn, die Sozialdemokraten gewannen vier, und verloren zwei. Der frühere Finanzminister Freiherr v. Adelsvaerd wurde wiedergewählt.

Es scheint also ausgeschlossen zu sein, daß es den Konservativen etwa gelungen sei, die Mehrheit zu erlangen. Sie haben im ganzen bisher acht Mandate mehr, die Sozialdemokraten zwei Mandate mehr und die Liberalen zehn Mandate weniger. Die politische Situation in Schweden bleibt also dieselbe wie vor den Wahlen. Erstreckt sich, daß die Sozialdemokratie verstärkt zurückkehren wird. König Gustav wird sich der liberal-sozialistischen Mehrheit wohl fügen müssen und auf selbständige Politik zu verzichten haben, wenn er seinen Thron nicht verlieren will.

Danziger Nachrichten

Arbeiterkellern und Disziboten.

Durch die Schulenkassungen ist für viele Eltern der Beginn banger Sorgen gekommen. Besonders für die, deren Töchter in häuslichen Diensten ihr Brot suchen. Solche jungen Mädchen verlassen das Elternhaus und kommen in ihnen gänzlich fremde Verhältnisse, denen sie oftmals hilf- und ratlos gegenüberstehen. Unerfahren und nicht gewöhnt, selbständig zu entscheiden, eröffnet sich ihnen oftmals eine Kette von Leiden, die schon manches Mädchen zu unüberlegten und verzweifeltsten Schritten getrieben haben. Sie haben ja niemand an den sie sich wenden können, um ihr Herz auszuschütten und um Rat zu fragen. Die Herrschaften können die Mädchen und ihre Leiden nicht verstehen und der Verkehr im Hause, mit andern Mädchen, ist ihnen meist verboten. Hinzu kommt, daß den in häuslichen Diensten beschäftigten Mädchen durch das Kost- und Logiswesen Fesseln angelegt sind, die durch die Bestimmungen der veralteten Befehlsordnungen noch verstärkt werden.

Nur in den seltensten Fällen aber wissen die Mädchen, wie sie sich bei Differenzen mit den Herrschaften zu verhalten haben, und die erst kurze Zeit in Stellung Befindlichen stehen ausnahmslos diesen Dingen hilflos gegenüber.

Deshalb sollte jede Arbeiterfamilie, deren Töchter das Elternhaus verlassen um Stellung im Haushalte fremder Leute anzunehmen, dafür sorgen, daß die jungen Hausangestellten auch fern vom Elternhause des Schutzes sicher sind, dessen jeder Mensch in abhängiger Stellung und vor allen Dingen ein junges, unerfahrenes Mädchen bedarf. Diesen Schutz aber bietet den Dienstmädchen der Verband der Hausangestellten. Er vereinigt die in häuslichen Diensten Beschäftigten, bietet ihnen in Zusammenkünften gleichgesinnter und gleichgestellter Personen Aufklärung und geistliche Unterhaltung und gewährt seinen Mitgliedern Rechtsschutz in Streitig-

keiten aus dem Arbeitsverhältnis und Krankengeld bei Erwerbsunfähigkeit. Ferner ist er eifrig bestrebt, die Schäden der privaten Stellenvermittlung auszuhalten.

Die Arbeiterkellern, deren Töchter als Hausangestellte tätig sind oder solche Stellungen suchen, sollten deshalb nicht verärgern, diese auf den Verband aufmerksam zu machen, und sie zu veranlassen, ihm beizutreten. Der Verband der Hausangestellten hat in der kurzen Zeit seines Bestehens wiederholt bewiesen, daß er inslande ist, seinen Mitgliedern in schwierigen Lebenslagen Helfer und Schlichter zu sein.

Die Adresse des Verbandes ist: Frau Käthe Lew, Danzig, Jacobswall 23, 3 Treppen.

Gegen die Volksfürsorge!

1. Die segensreiche Tätigkeit der Volksfürsorge wird von ihren Gegnern, den bürgerlichen Versicherungsgesellschaften, bitter empfunden. Die fetten Dividenden ihrer Aktionäre werden durch sie gekürzt, und der Weltbeutel ist die empfindlichste Stelle dieser Herren.

In Sachen versuchten übereifrige Gegner, die Volksfürsorge als politisch zu erklären und das Arbeiterunternehmen der Konkurrenz gegenüber dadurch in Mitleid zu bringen, daß es unter das Vereinsgesetz gestellt werden sollte. Die sächsische Verwaltungsbehörde, die Amtshauptmannschaft Dresden, verurteilt den Einberufer einer öffentlichen Versammlung zur Erörterung der Volksversicherung zu 10 Mark Strafe, weil er die Versammlung nicht politisch angemeldet hatte. Das Schöffengericht Dresden bestätigte die Strafe. Die angereizte Strafkammer sprach den Angeklagten frei. Das war unerhört. Die Justiz sollte nicht mitwirken an der Beschränkung der verhassten Volksfürsorge? Von dem ohrenschmerzhaften Generalanwaltsdirektor Kapp wurde Material zusammengetragen mit dem Erfolge, daß der Staatsanwalt Revision anmeldete.

Aber alles half nichts! Das Oberlandesgericht Dresden, das am 8. April diese Revision verhandelte, hielt sich an Recht und wie die Revision zurück! Als das Schöffengericht gesprochen hatte, jubelte die Presse der „Deutschen Volksversicherung“ und der „Öffentlich-Rechtlichen“ stimmlos: Es ist erreicht, die Volksfürsorge ist politisch, ist als für sozialdemokratisch erklärt, nun ist sie vogelfrei!

Hier in Danzig wurde folgendes Artikel verbreitet:

Lebensversicherungsausschuss Westpreußen
im Verbandsamt öffentlicher Lebensversicherungsausschüsse in Deutschland.
Eilt sehr!
Danzig, den 18. Februar 1914.

Neugarten 2. Dienstgebäude der Feuerpolizei.
Betrifft Maßnahmen zur schnellsten Einbürgerung der öffentlich-rechtlichen Volksversicherung als Gegengewicht gegen die sozialdemokratische Volksversicherung, die hauptsächlich des aufwendigen Werbepostens sowohl hinsichtlich ihrer Ziele als auch der Bedingungen das Günstigste bietet, was unter Verhütung der Sterblichkeit möglich ist. Es macht sich in allen Kreisen der Bevölkerung ein lebhaftes Interesse bemerkbar, das in zahlreichen Versicherungszustritten seinen Ausdruck findet. Als die vollkommenste Hinterbliebenen-Versicherung ist die öffentlich-rechtliche Volksversicherung notwendig für jedermann. Insbesondere ist sie für den kleinen Mann, den Arbeiter, Handwerker, kleinen Beamten usw. unentbehrlich, da sie ihn in die Lage versetzt, unabhängig von seiner Lebensdauer nicht nur seiner Familie für den Fall seines Todes ein Einkommen sicher zu stellen, sondern auch für sich selbst eine Altersversicherung, für seine Töchter ein Kapital zur Aussteuer, für seine Söhne einen Betrag zur Abfertigung des Militärdienstes und Selbständigmachung, für seine Kinder ein Kapital zur Vorkostung der Kosten der Einbürgerung, rechtzeitig und in besonders zweckmäßiger und billiger Form zu beschaffen. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, haben die sozialdemokratischen Gewerkschaften und die ebenfalls im sozialdemokratischen Fahrwasser segelnden Konsumvereine vor kurzer Zeit eine Versicherung, genannt Volksfürsorge, eingerichtet. Es liegt auf der Hand, daß diese Volksfürsorge genau in gleicher Weise für die Zwecke der sozialdemokratischen Partei wirken wird, wie die Gewerkschaften und Konsumvereine selbst. Jeder Vertrauensmann oder Kassierer der Volksfürsorge ist der gegebene Agitator für die Partei. So wird die Sozialdemokratie mit Hilfe der Volksfürsorge nicht nur den Kreis ihrer Anhänger in den Städten festigen und erweitern, sondern sich auch den Weg auf das Land ebnen. Es ist daher dringender erforderlich, daß die gemeinnützige öffentlich-rechtliche Volksversicherung in kürzester Zeit Gemeingut der Bevölkerung wird. Nur so kann der durch den neuesten und gefährlichsten Vorstoß der Sozialdemokratie für unser Wirtschaftsleben herauzurückenden großen Gefahr erfolgreich begegnet werden.

Wir richten hierdurch die ergebene und dringende Bitte an Sie, auch ihrerseits an der Einbürgerung der provinziellen Volksversicherung mit zu arbeiten, indem Sie in den Aufenthaltsräumen der Arbeiter ein Plakat der Anstalt zum Anschauung bringen und uns ferner mittels beiliegender Karte eine in Ihrem Betriebe beschäftigte rührige und fähige Persönlichkeit (Bureauangestellte, Handwerker, Arbeiter), namhaft machen, dem an der Errichtung eines kleinen Nebeneinkommens gelegen, und bereit ist, als Vertrauensmann der Provinzialanstalt ihre Mitarbeiter über die provinzielle Volksversicherung aufzuklären und sich der Aufnahme von Anträgen zu widmen. Für die Aufnahme von Versicherungen werden ausreichende Gebühren gewährt. Eine Zusammenstellung der beiden wichtigsten Tarife fügen wir zur gefälligen Kenntnisnahme in der Anlage ergebenst bei.

Ihrer baldigsten Rückantwort sehen wir mit Interesse entgegen.

Werden die Herren nun die Behauptungen von den sozialdemokratischen Tendenzen der Volksfürsorge unterlassen, nachdem ihnen das Urteil bekannt geworden ist? Wir glauben es nicht. Sie werden weiter reden und schreiben von der „sozialdemokratischen“ Versicherung, aus Angst um die riesigen Dividenden der Aktionäre der privaten Unternehmen. Die hohen Ueberhörschüsse dieser Gesellschaften sind zum großen Teile Arbeiterergötzen. In der Volksfürsorge kommt jeder eingezahlte Pfennig dem Versicherten wieder zugute.

Danziger Trinkhallenbetrieb.

Vor einiger Zeit rügten wir, daß der Inhaber der Trinkhallen, Kaufmann Walter Rose, seinen Verkäufern für 16—18 Stunden Arbeitszeit 1,80 Mark „Lohn“ pro Tag zahle und ihnen dabei noch nicht eine Stunde Ruhezeit gönne. Eine Folge dieses Artikels war, daß die Polizei sofort anordnete, daß den Verkäufern in einer Woche 24 Stunden und in der folgenden 6 Stunden Ruhezeit gewährt werden müsse.

Herr Rose wußte sich dieser unbequemen Verfügung leider zu entziehen. Für die Ruhezeit, die die Verkäufer hatten müssen, zahlte er ihnen den Lohn nicht! Damit die Verkäufer den Lohn nicht einbüßen, mußten ihre Frauen sie an den Ruhestellen in der Sektierbude vertreten. Zweifelloß mußte Rose die Vertreter stellen und die Kosten für sie tragen. Wie er diese Pflicht umgeht, zeigt folgendes Inserat, das in den neuesten Nachrichten am 8. April erschienen ist:

Trinkhalle.

Käufer, Alterer Herr, der 100 Mark Kautions und Vertretung stellen kann, für Halle, Halbe Meile, gefucht. Weid. Kontr. Rathhausstr. 148.

Auf diesem humanen Wege ist aus der Erschöpfung durch die Ruhezeit wieder eine Belastung der Verkäufer geworden, die entweder den Lohn verlieren oder, wenn sie nicht billig arbeitende Angehörige haben, die Vertretung teurer bezahlen müssen, als sie selbst entlohnt werden. Leider reicht die Allmacht der Polizei, die wohl die Niederlegung roter Kränze verhindern kann, nicht dazu, um diese Umkehrung ihres Willens zu verhindern.

Seit dem Frühjahr vorigen Jahres müssen die Verkäufer, anstatt wie früher 50 Mark, jetzt 100 Mark Kautions stellen. Herr Rose hat die Kautions aus dem Grunde erhöht, weil er neben dem Sektierwasser- und Zigarren- sowie Zigarettenverkauf noch den Vertrieb von Konfitüren eingeführt hat. Augenscheinlich versteht er kein Geschäft zu haben und den Verkäufern immer mehr aufzubürden; den Leuten den Tagelohn zu erhöhen hält er leider nicht für nötig.

Es wäre viel richtiger, auch im Interesse der Verkäufer, wenn der Magistrat die Hallen selbst übernehmen und in eigener Regie verwalten würde.

Die Eisenbahnüberführungen am Ostvater Tor sollen erheblich verändert werden, weil die Geleise vermehrt werden müssen. Die beiden Brücken müssen deshalb verlängert werden. Mit dem Arbeiten wird jetzt begonnen. Leider dürfte dabei von dem Rest des einst herrlichen Gartens nicht mehr viel übrig bleiben. Eine größere Anzahl der alten, schönen Bäume wird dem steigenden Verkehr zum Opfer fallen.

Dumonts Nachfolger. Assessor Böhlke, der künftige neue Herrscher der Danziger Ortskrankenkasse, wird, wie wir erfahren, ein monatliches Honorar von 300 Mark erhalten, obwohl auch er die Kassierpraxis erst kennen lernen soll. Sonst bleibt es dabei, daß die teuren Vertreterkosten wie bisher in der Weise erspart werden, daß die gewählten Vorstandsmitglieder keinen Pfennig Entschädigung erhalten. Die Belastung der Mitglieder wird allein dadurch verschuldet, daß die Zentrumschristen in nationaler Harmonie mit den Arbeitgebern den Vertretern der organisierten Arbeiterschaft den ihnen noch Recht und Gesetz gebührenden Platz im Vorstände terroristisch verweigern.

Die spanischen Schahschwindler suchen, nach Briefen, die uns aus unserem Leserkreise übermittelt werden, wieder in Westpreußen Dunne, die ihr Geld los werden wollen. Hüte jeder, seine sauer verdienten Groschen.

Verunglückt ist der 30jährige Arbeiter Artur Röder im Maschinenraum des Korpsbekleidungsamtes. Er stürzte von einer Leiter und zog sich schwere Wunden am rechten Unterschenkel zu, die seine Aufnahme ins städtische Krankenhaus notwendig machten.

Die Umgebung des Hauptbahnhofes soll fremdländischer werden. Der uneheliche Breiterbaum, der die Ruine umgibt, wird verschwinden. Der Platz um das alte Mauerwerk soll geebnet und mit Wegen versehen werden. Gärtnerische Anlagen werden das Ganze schmücken.

Infolge eines Lagerdefekts kann die Ruhbrücke nicht geöffnet werden. Es wird versucht, die Störung zu beseitigen.

Polizeibericht vom 15. April 1914.

- Verhaftet: 10 Personen, darunter 2 Personen wegen Diebstahls, 1 Person wegen Betrugs, 3 Personen wegen Trunkenheit.
- Gefunden: Ein Portemonnaie mit 2,52 Mark, ein Portemonnaie mit 30 Pfennig, ein Doppelschloß, eine goldene Damenuhr mit Kette, ein grauer, gebähter Pompadour mit Taschentuch mit einem kleinen Plättchen, abgehoben aus dem Fundbureau des Kgl. Polizeipräsidiums.
- Zugelaufen: Ein braun- und schwarzgestreifter Bogen mit Gabelband, ohne Marke, abgehoben von Herrn Fritz Schorling in Briesen. Die Empfangsbescheinigung werden hierdurch aufgeführt, sich zur Geltendmachung ihrer Rechte innerhalb eines Jahres im Fundbureau des Kgl. Polizeipräsidiums in der Zeit von 9 bis 1 Uhr vormittags bzw. bei dem genannten Finder zu melden.
- Verloren: Ein Portemonnaie, enthaltend circa 7 Mark und Straßenbahnfahrkarte für Olga Zeller; ein Portemonnaie, enthaltend circa 37 Mark und eine Rechnung auf den Namen Rittmeister v. Ellinger lautend; eine silberne Damenuhr Nr. 4346 ohne Kette; ein Saphir in Goldfassung, zu einem Manschettenknopf gehörig, abgegeben im Fundbureau des Kgl. Polizeipräsidiums.

Danziger Standesamt vom 15. April.

Danzig.

Todesfälle: Witwe Anna Gersdorff, geb. Orlovius, 63 J. 3 M. — Arbeiter Max Franz Gierszynski, fast 35 J. — Witwe Johanne Thimm, geb. Fricke, fast 87 J. — L. d. Zimmergehilfen Heinrich Zickel, 1 J. — Frau Emilie Harwardt, geb. Schömp, fast 62 J. — Früherer Bernsteinbrecher Heinrich Bars, fast 78 J. — Witwe Anna Kroschewski, geb. Duntz, 85 J. 2 M. — S. d. Zimmergehilfen Johann Hebel, 18 Tage. — Gastwirt Max Herzog, 41 J. 3 M. — Bagger Martin Proudinski, 41 J. 5 M. — Frau Gertrud Gebr, geb. Saffrau, 23 J. 5 M. — S. d. Eisenbahnarbeiters Gustav Roslin, 1 Tag. — L. d. Arbeiters Anton Pobijski, 14 J. 4 M. — Unehelich 1 Sohn.

Danzig-Neufahrwasser.

Todesfälle: Militäranwalt Gottfried Kollpach, 71 J. 10 M. — Arbeiter August Heidenann, 52 J. 5 M. — L. d. Hilfsweichenstellers Ernst Weß, 1 J. 1 M.

Aus der Partei

— **Offertkonferenzen der sozialistischen Parteien Großbritanniens.** Zu Ostern fanden in Bradford ein Parteitag der „Unabhängigen Arbeiterpartei“ und in London ein Parteitag der „Britischen Sozialistischen Partei“ statt. Beide Parteitage haben sich mit der Frage der sozialistischen Einigung befaßt. Wenn sich die „Britische Sozialistische Partei“ der englischen Arbeiterpartei anschließt, der die „Unabhängige Arbeiterpartei“ angeschlossen ist, so ist die Einigung erreicht.

Auf der Tagesordnung der „Unabhängigen Arbeiterpartei“ stehen verschiedene Resolutionen, die eine andere Taktik von der Arbeiterpartei fordern. Gefordert wird, daß die Arbeiterpartei Regierungsvorlagen nicht mehr unbedingt unterstützt. Ein anderer Antrag fordert die Ablehnung der Budgets.

Druck: Königsberger Volkszeitung, G. m. b. H., Königsberg